

Erschienen in: Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920 - 1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen. Eckhard Wirbelauer (Hg.). (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Neue Folge, Bd. 1.). Freiburg / München: Verlag Karl Alber 2006. S. 303 - 364 [erweitert um einen Dokumentenanhang].

Klassische Philologie

Jürgen Malitz

I.

Zu Beginn der Weimarer Republik wurde die Freiburger Klassische Philologie von Ludwig Deubner und Otto Immisch repräsentiert. Immisch, im Oktober 1914 als Nachfolger von Richard Reitzenstein berufen, blieb in Freiburg und engagierte sich neben seiner Forschung und Lehre auch für die Universität selbst – für das Studienjahr 1924 wurde er zum Rektor gewählt; als ehemaliger „Schulmann“ kümmerte er sich auch um die fachlichen Kontakte zwischen Gymnasium und Universität.¹ Ludwig Deubner, zum 1. April 1917 als Nachfolger von Alfred Körte berufen, hatte 1923 einen Ruf nach Würzburg abgelehnt; 1926 wechselte er allerdings ohne längeres Zögern nach Berlin;² sein Nachfolger wurde nach der Absage Felix Jacobys³ Anfang 1927 Rudolf Pfeiffer, damals in Hamburg und der führende Spezialist für die Dichtung des Hellenismus.⁴ Schon 1929 erhielt Pfeiffer einen Ruf an seine Heimatuniversität

¹ Vgl. Universitätsarchiv Freiburg (= UAF) B24/1526. Auf der Berufungsliste hatte er die zweite Stelle hinter Eduard Norden, vor Max Pohlenz und Karl Meister. Rektoratsrede: Academia, Freiburg 1924 (16 S.). In einem Artikel der Freiburger Zeitung vom 18. Juni 1932 aus Anlaß seines 70. Geburtstages heißt es: „Besonders aber hat Immisch als Lehrer persönlich gewirkt. Und nicht nur durch seine Vorlesungen vom Katheder herab, sondern gerade durch die freundliche, menschliche Anteilnahme an dem Werdegang seiner Schüler, durch die herzliche Art sich zu ihnen zu stellen und ihnen immer ratend zu helfen, hat er sich beliebt gemacht und eine wirkliche Gemeinschaft von Lehrer und Schüler erreicht.“

² Vgl. UAF B24/541. Deubner hatte hinter Werner Jaeger den zweiten Platz auf der Berufungsliste, vor Kurt Witte und Christian Jensen. Aufgrund seiner ununterbrochenen Verwendung als Dolmetscher bis zum Kriegsende konnte er seine Antrittsvorlesung („Der Paian, ein altgriechischer Heilsang“) erst am 30. Juni 1919 halten; nach der Ablehnung des Würzburger Rufes erhielt er im WS 1923/1924 ein damals sehr seltenes „Freisemester“.

³ Aus dem Gutachten der Philosophischen Fakultät vom 6.11.1926 (UAF B1/1256 - **Dokument I**): „Jacoby ist eine ausgesprochen männliche Persönlichkeit, kraft- und temperamentvoll, arbeitsfreudig, vielleicht nicht ohne einige Ecken und Schärpen. Sein Rang als Forscher und akademischer Lehrer ist so hoch, daß er nur an erster Stelle genannt und befragt werden kann.“

⁴ Aus dem Gutachten der philosophischen Fakultät vom 6.11.1926 (UAF B1/1256): „Über den Lehrerfolg seiner als wertvoll allgemein anerkannten und in sichtbarem Anstieg befindlichen Kraft wird günstig berichtet; seine Persönlichkeit ist von einer ebenso ausgeprägten wie sympathisch-feinen

München.⁵ Auf dem dritten Platz für die Nachfolge Deubner hatte die Fakultät im April 1927 Wolfgang Schadewaldt gesetzt, obwohl dessen Habilitation damals noch nicht ganz abgeschlossen war.⁶ Für die Nachfolge Pfeiffer wurden dann nur zwei Kandidaten benannt: Kurt Latte, der damals in Basel lehrte, und Wolfgang Schadewaldt.⁷ Nach längeren vergeblichen Verhandlungen mit Latte wurde Wolfgang Schadewaldt berufen, der sofort eine sehr erfolgreiche Lehrtätigkeit aufnahm.⁸ Nach der Emeritierung von Otto Immisch im Jahre 1930 setzte die Fakultät Eduard Fraenkel, Otto Regenbogen und Richard Harder auf ihre Liste.⁹ Fraenkel

Eigenart, stark mitbestimmt durch die künstlerischen Impulse in der geistigen Welt Münchens, wo er heranwuchs und sich bildete.“ Die Berufung: Gnomon 3, 1927, 128.

⁵ Man hätte Pfeiffer nur zu gerne behalten; in einem Schreiben der Fakultät vom 16.12.1928 heißt es (UAF B24/2802): „Herr Pfeiffer, der erst im April 1927 hierher berufen wurde, hat sich in der kurzen Zeit seines Hierseins bereits unter Professoren wie Studierenden ein ganz besonders grosses Ansehen erworben durch die Tiefe und Feinheit seiner gräzistischen Studien und die glänzende von ihm entfaltete Lehrtätigkeit. Die Fakultät würde mit ihm eines ihrer wissenschaftlich wertvollsten Mitglieder verlieren, auf dessen Gewinnung sie s. Zt. ganz besonderen Wert gelegt hat und heute doppelt grossen Wert legt.“ Ein später auch von Fraenkel geförderter Schüler Pfeiffers ist Ludwig Klein (vgl. UAF B42/2265; s. auch Anm. 186). Pfeiffer erklärte seinen Weggang nach München mit dem Wunsch, an der Universität seiner Lehrer Otto Crusius und Eduard Schwartz wirken zu wollen, und mit dem Wunsch, „seiner bayerischen Heimat zu dienen“ (Brief vom 3.2.1929 an das Rektorat; UAF B24/2802). Vgl. Gnomon 5, 1929, 176.

⁶ „Wir wagen in diesem Fall den ungewöhnlichen Schritt, einen zur Zeit noch nicht habilitierten jungen Gelehrten vorzuschlagen, selbstverständlich weil es sich um eine außergewöhnliche Begabung handelt.“ Dem Gutachten wurde als eigentliche Begründung ein Brief Werner Jägers vom 29.10.1926 beigelegt (UAF B1/1256). Jaeger beschließt seinen Brief mit den Worten: „Ich glaube, ihm ohne all zu große Kühnheit eine bedeutende wissenschaftliche Entwicklung prophezeien zu können, und bin dabei wohl nicht von subjektiver Freundesvoreingenommenheit verblindet. Denn ich suche meinen Schülern vor allem objektiv gegenüber zu stehen, und mein Urteil können Sie leicht an demjenigen anderer Forscher messen, die den Mann oder sein Buch kennen. Fast bedauere ich ihn, dass er nicht zu einer ruhigen Privatdozentenzeit kommen wird, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, was das für Verzicht in sich birgt und für Lasten nach sich zieht. Aber ich werde ihn der Wissenschaft, die auf Menschen seiner Art wartet, nicht vorenthalten können, denn ich muß zugeben: er ist reif.“

⁷ UAF B1/1256 (**Dokument II**). Latte wurde allein wegen seiner „größeren Vielseitigkeit“ an die erste Stelle gesetzt. „Latte, dessen mehreren von uns wohlbekannte Persönlichkeit hier sehr willkommen wäre, würde als Forscher und Lehrer eine Tätigkeit entwickeln, die am ehesten der seines Lehrers Deubner gliche. Er hat im Jahre 1928 einen Ruf nach Kiel abgelehnt.“ Latte war bei seinen Verhandlungen nicht sehr entgegenkommend; am 12.1.1929 schrieb er an Immisch: „Seit meinem Kieler Ruf bin ich nämlich auch für deutsche Verhältnisse recht ‚teuer‘ geworden, und ich weiß nicht, wie weit man sich darauf in Karlsruhe einzulassen geneigt ist.“ (UAF B3/8).

⁸ Er wurde mit Wirkung vom 1.10.1929 berufen (UAF B3/686); Seine Antrittsrede am 11.2.1930 galt dem Thema „Vom Wesen des Klassischen in der antiken Poesie“.

⁹ Aus dem Gutachten der Fakultät vom 12.11.1930 (UAF B1/1256 - **Dokument III**): „Fraenkel gehört als Forscher wie als Lehrer zu den führenden Köpfen der heutigen lateinischen Philologie. Seine beiden Hauptwerke „Plautinisches im Plautus“ (1922) und „Ictus und Accent im lateinischen Sprechvers“ (1928) umfassen die vielschichtigen Probleme der altrömischen Poesie. Ein Interpret, der mit seltener Universalität die verschiedenartigsten Sachbereiche durchdringt, weiss hier kraft der Energie methodischen Forschens wie gewandter Darstellung die lebendige Eigentümlichkeit der Sprache wie die geistigen Werte altrömischer Kunst sichtbar zu machen. Die gleiche produktive Frische und gediegene Sicherheit im Meistern eines verzweigten Wissens lebt in zahlreichen Einzeluntersu-

hatte in Göttingen manche Schwierigkeiten, auch antisemitische Anfeindungen, erlebt und nahm den Freiburger Ruf gerne zum 1. April 1931 gerne an;¹⁰ zu den Gegnern einer Berufung Fraenkels, möglicherweise aus „antisemitischen“ Gründen, hat wohl Heidegger gehört.¹¹ Im Sommersemester 1931 begann Fraenkel mit seiner Lehrtätigkeit.¹²

Zu Beginn der dreißiger Jahre hatte die Freiburger Klassische Philologie mit Schadewaldt und Fraenkel ein sehr hohes nationales und internationales Renommée erreicht.¹³ Aus dieser Freiburger Zeit stammen wichtige Publikationen; gleichzeitig waren die Vorlesungen und Semi-

chungen zur lateinischen Grammatik, Wortgeschichte, Verskunst, zu den einzelnen grossen Vertretern der klassischen und nachklassischen Literatur, Cicero, Vergil, Horaz, Lucan, zur Sprache des römischen Rechts und darüber hinaus auch zur griechischen Komödie und griechischen Versgeschichte. Mit als einer der ersten hat Fraenkel die Frage nach dem Eigenwert der römischen Literatur gestellt, die über die gelehrte Sachforschung hinaus das geistige Verhältnis des heutigen Deutschen zum Römertum neu begründen will. Fraenkel bringt den inneren Problemen, mit denen das humanistische Gymnasium zu ringen hat, ein ernstes Verständnis entgegen. Als Lehrer wirkt er durch die sichere Führung des Methodikers wie vor allem durch die kräftige und leidenschaftliche Anteilnahme, die den Gelehrten mit seinen Gegenständen verbindet.“ Zu Regenbogen: „Ein starkes persönliches Ethos im Bunde mit einem in langer Erfahrung erprobten didaktischen Geschick macht ihn zum Lehrer von zündender Wirkung.“ Zu Harder: „Zum Lehrer befähigt ihn neben präziser Vortragskunst und konkret erfüllter Dialektik verstehende Menschenkenntnis und humorvolle Wärme.“ Dieser dritte Platz im Jahre 1930 ist ein wichtiger Faktor für die Plazierung neben Reinhardt auf der ersten Stelle im Jahre 1934 (s. unten Anm. 66); auch in Leipzig stand Harder im Jahre 1933 auf der dritten Stelle (Anm. 35). Der Entwurf des Gutachtens ist unterzeichnet von Dragendorff, Heiß, Kolbe, Schadewaldt und Jantzen als Vorsitzendem der Kommission (UAF B3/8).

¹⁰ Vgl. Gnomon 8, 1931, 112. UAF B3/8 ist ein Schriftwechsel mit Fraenkel zur Annahme des Rufes erhalten; es ging ihm vor allem um günstige Prüfungsregelungen für zwei seiner Göttinger Doktoranden, die protestantische Theologie im Nebenfach studierten.

¹¹ „Herr Heidegger erklärt den Widerstand, den er gegen die Berufung Fränkels geleistet hat, als fachlich begründet; er habe auch in Fränkels Hause verkehrt. Herr Eucken war anderer Auffassung. Ihm war berichtet worden, Herr Heidegger habe bei der Aussprache über F. in der Fakultät geäußert: er sei in eine judenfreie Fakultät gekommen und wünsche nicht, dass ein Jude berufen werde. Diese Äusserung habe auch Husserl besonders geschmerzt. Herr Heidegger erklärte, eine solche Äusserung nicht getan zu haben. Die Herren Brie und Ritter wissen nichts von einer derartigen Äusserung Herrn Heideggers. Herr Brie erklärte: Er müsse es wissen, wenn eine solche Äusserung in der Fakultät gefallen wäre.“ (Bericht über das Ergebnis der Verhandlungen im Bereinigungsausschuß vom 11. u. 13. XII. 45, in: Martin Heidegger und das »Dritte Reich«. Ein Kompendium. Hrsg. von Bernd Martin, Darmstadt 1989, 196) Zum Verständnis dieser Debatte ist wohl auch daran zu erinnern, daß Fraenkel nicht, wie viele andere erfolgreiche Gelehrte jüdischer Herkunft, konvertiert war, sondern sich, in der Sprache der Zeit, zum mosaischen Glauben bekannte (vgl. die von ihm ausgefüllte „Standes-Liste“ von 1931 UAF 24/819). Eine nur partielle Wahrnehmung der wissenschaftlichen Bedeutung Fraenkels ist vielleicht Heideggers Votum für Fraenkel aus dem Jahre 1933 zu entnehmen (s. unten Anm. 29); allerdings geht es bei diesem Votum darum, Fraenkel vor der Entlassung zu bewahren.

¹² Einer der ersten Freiburger Schüler war Johannes de Vries, der noch im Jahre 1938 in seinem Lebenslauf zum Promotionsverfahren Fraenkel ganz besonders für seine Hilfe dankte (UAF B42/2443). Franz Doll (s. unten Anm. 191) war in Fraenkels Vorlesungen.

¹³ Fraenkel, Schadewaldt und der Althistoriker Kolbe wurden 1932 Mitglieder der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; vgl. Gnomon 8, 1932, 448. Zum Selbstbewußtsein der Freiburger altertumswissenschaftlichen Fächer vgl. die Anm. 64 zitierten Worte Dragendorffs aus dem Jahre 1934.

nare sehr gut besucht.¹⁴ Im Sommersemester 1932 wurde eine altertumswissenschaftliche Fachschaft gegründet.¹⁵ Eduard Fraenkel wurde offenbar sehr bald nach der Aufnahme seiner Freiburger Tätigkeit in den Senat der Universität gewählt.¹⁶ Neben den beiden Ordinarien hatte Wolfgang Aly seit 1928 eine „Dauerstelle“ als Lektor; mit seinem Eintritt in die NSDAP im Jahre 1931 wurde er der dienstälteste Parteigenosse des Lehrkörpers der Universität.¹⁷

II.

In der Zeit des Nationalsozialismus nimmt die Klassische Philologie Freiburgs eine nicht immer genügend wahrgenommene wissenschaftspolitische Sonderstellung ein: nach der Entlassung Eduard Fraenkels und dem Weggang Schadewaldts nach Leipzig publizieren die drei

¹⁴ Vgl. die Quästurakten UAF B17/796. Die Horazvorlesung im Sommersemester 1932 hat 65 Teilnehmer, darunter Franz Doll und Georg Picht.

¹⁵ Vgl. UAF B1/2435. Die Fachschaft „für die Studierenden der klassischen Philologie, Archäologie und alten Geschichte“ wurde am 4.5.1932 gegründet und hatte zu diesem Zeitpunkt 67 Mitglieder; zu den Vorstandsmitgliedern gehören die Schadewaldt-Schüler Otfried Becker und Heinrich Roloff. Im Wintersemester 1932/1933 ist Otfried Becker der Fachschaftsvorsitzende; ein neues Mitglied im vierköpfigen Vorstand ist Franz Doll. Die Fachschaft wurde im Sommersemester 1933 aufgelöst „auf Grund der Neuordnung des Fachschaftswesens der Universität“.

¹⁶ Fraenkel muß sich sehr wohl gefühlt haben; in der kurzen Zeit seiner Freiburger Tätigkeit lehnte er einen inoffiziellen und einen offiziellen Ruf in die Schweiz ab (UAF B24/819). Gordon Williams zitiert offensichtlich aus Fraenkels Erzählungen: „Life at Freiburg was ideal. Fraenkel and his family had never been happier. There were memorable parties with the students, renowned for the abundance of wine and for Fraenkel’s delighted eagerness to have his guests stay on even after 2 a. m.“ (Gordon W. Williams, Eduard Fraenkel 1888–1970, in: PBA 56, 1970, 420). 1953 und 1954 machte das Ehepaar Fraenkel Urlaub auf dem Schauenland (vgl. die Korrespondenz zu Wiedergutmachungsfragen in UAF B24/819).

¹⁷ Wolfgang Aly, geb. am 12.8.1881 als Sohn des Klassischen Philologen Friedrich Aly, studierte seit 1899 in Magdeburg und Bonn; dort wurde er 1904 mit der Arbeit „De Aeschylī copia verborum“ promoviert. Nach einem Forschungsaufenthalt auf Kreta im Jahre 1905 wurde er zum 1.10.1905 Assistent in Freiburg und erhielt nach seiner Habilitation 1908 einen Lehrauftrag zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts (für Juristen). Am 10.3.1914 wurde er auf Antrag von Eduard Schwartz und Richard Reitzenstein zum a.o. Professor ernannt; damals hatte er offenbar Aussichten auf einen Ruf nach Marburg. Seit 1908 mußte er von den sehr schmalen Einkünften aus seinem Lehrauftrag leben. Als Otto Immisch im Zusammenhang der Verhandlungen über die Nachfolge Deubner im Jahre 1926 ein gutes Wort für Aly einlegen wollte, wurde das von der Kommission sofort abgelehnt: „Der Gedanke des Vorsitzenden, der vorzulegenden Liste einige Worte über den hiesigen ausseretatmäßigen Extraordinarius Aly voranzuschicken, wurde nicht gebilligt und fallen gelassen“ (UAF B3/8). Nachdem der planm. Lektor Hermann Ammann (vgl. UAF B3/352) 1928 einen Ruf nach Innsbruck erhalten hatte, setzten sich Otto Immisch und Rudolf Pfeiffer für Aly als Nachfolger ein; er wurde zum 1.4.1928 planm. Lektor mit dem hohen Lehrdeputat von zwölf Stunden (überwiegend altsprachliche Fortbildungs- und Ergänzungskurse). Mit seinem Eintritt in die NSDAP am 1.12.1931 war er der älteste Parteigenosse an der Universität und versuchte auf diesem Wege, seine Karriere innerhalb und außerhalb Freiburgs zu fördern. Im Jahre 1933 meinte er, aus dem Hintergrund Einfluß auf die Wahl Heideggers zum Rektor ausüben zu können (s. unten Anm. 20). Aly starb am 3.9.1962 während einer Griechenlandreise in Phaistos auf Kreta (Gnomon 34, 1962, 646). Zu Aly vgl. vor allem UAF B24/40 sowie B24/57. Unveröffentlichte Memoiren Alys befinden sich im Familienbesitz; vgl.

Freiburger Klassischen Philologen Wolfgang Aly, Hans Bogner und Hans Oppermann regelmäßig im Sinne einer „nationalsozialistischen“ Altertumswissenschaft. Sie sind die einzigen Vertreter der Altertumswissenschaft, die sich über die gesamte Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft so systemkonform geäußert haben; im Grunde handelte es sich dabei aus der Rückschau um den – kläglich gescheiterten – ehrgeizigen Versuch, mithilfe politischen Drucks von außen das „Fach“ von Freiburg aus zu „übernehmen“ und nationalen Einfluß auf die gesamte Altertumswissenschaft zu gewinnen: alle drei publizierten auch nicht nur im Bereich der Klassischen Philologie, sondern auch in dem der Alten Geschichte¹⁸

Die offene „Politisierung“ der Klassischen Philologie begann allerdings schon mit Wolfgang Schadewaldts Auftreten im Vorfeld von Heideggers Wahl zum Rektor und dann im Verlauf des Sommersemesters 1933;¹⁹ Wolfgang Aly hatte aufgrund seines niedrigen akademischen Status weniger direkte Einflußmöglichkeiten; allerdings schreckte er wohl nicht einmal vor dem Wunsch zurück, anstelle Heideggers Rektor zu werden und spielte sich später sogar als Förderer des neuen Rektors auf.²⁰

dazu G. Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt a.M. 2005, 28 (über Alys Dienst als Batteriechef an der Westfront 1917).

¹⁸ Aufsätze Oppermanns und Bogners erschienen sogar in der *Historischen Zeitschrift*, vermutlich durch die Einflußnahme von Walter Frank. Vgl. Hans Oppermann, *Volk, Geschichte. Dichtung* (Schiller und Vergil). Arbeitsgemeinschaft der kulturwissenschaftlichen Fachschaft der Universität Freiburg/Br., in: *Historische Zeitschrift* 156, 1937, 71–81, sowie: *Das römische Schicksal und die Zeit des Augustus*, in: *Historische Zeitschrift* 164, 1941, 1–20; Hans Bogner, der Frank näher stand (s. unten Anm. 108), wurde schon ein Jahr früher als Autor akzeptiert: *Kleisthenes und die Tragödie*, in: *Historische Zeitschrift* 154, 1936, 1–16. Aly hat mehrfach versucht, durch programmatische Aufsätze Einfluß zu gewinnen. Vgl. etwa „Das griechisch-römische Altertum im Rahmen der nationalsozialistischen Erziehung“, in: *Volk im Werden* 2, 1934, 226–235; „Von der Zukunft des humanistischen Gymnasiums“, in: *Volk im Werden* 3, 1935, 427–433; „Was hat uns Nationalsozialisten die antike Welt an völkischen Werten geschenkt? Die unvergänglichen Werte der Antike im Lichte nationalsozialistischer Weltanschauung“, in: *Die deutsche Revolution im altsprachlichen Unterricht. Vorträge, Berichte und Ergebnisse der altsprachlichen Arbeitstagung der Fachschaft II im NSLB in Gera*, Frankfurt 1936, 1–15. Zum zeitlichen Umfeld solcher Beiträge vgl. auch Volker Losemann, *Aspekte der Standortbestimmung der Altertumswissenschaften in „Umbruchszeiten“*, in: Rüdiger vom Bruch – Brigitte Kaderas (Hrsg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002, 310–323.

¹⁹ Vgl. Hugo Ott, *Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/1934. I. Die Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg durch Martin Heidegger im April 1933*, in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins* 102, 1983, 121–136, bes. 128.

²⁰ Anfang April spielte er sich als „Graue Eminenz“ hinter den Kulissen auf, der entscheidende Weichen für Heidegger zu stellen versprach. Vgl. den ersten Teil des von Hugo Ott, *Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie*, Frankfurt, 2. Aufl. 1992, 141 ohne Nennung des Absenders abgedruckten Briefs. Aly fährt dann fort: „Ich erlaube mir im Anschluss daran diejenigen Punkte namhaft zu machen, die eine besonders beschleunigte Behandlung zu verdienen scheinen. 1. Es besteht der Wunsch, dass in dem kommenden Landtage, mag seine Bedeutung nun groß oder klein sein, die Hochschulen durch einen erfahrenen Angehörigen einer der drei Hochschulen vertreten sind. 2. Eine Liste der Gesinnungsgenossen an der Univ. Freiburg ist in Arbeit und wird Ihnen baldigst zugehen.“

Im April 1933 hatte Schadewaldt vor und hinter den Kulissen eine wichtige Rolle, während sein Kollege Eduard Fraenkel durch den überraschenden Erlaß des „Reichsstatthalters“ Robert Wagner vom 6. April 1933 zur „Beurlaubung aller im badischen Staatsdienst und Staatsbetrieben tätigen Angehörigen der jüdischen Rasse (ohne Rücksicht auf die konfessionelle Zugehörigkeit“²¹ vor einer existentiellen Katastrophe stand.

Zunächst wurde der neue Erlaß aus Karlsruhe nicht in seiner ganzen Schwere verstanden; noch am 8. April glaubte Rektor Sauer, den besorgten Fraenkel beruhigen zu können.²² Fraenkels (und anderer) Lage wurde dadurch nicht leichter, daß gleichzeitig die Entwicklung hin zu Heideggers Übernahme des Rektorats ihren Lauf nahm; Heideggers wichtigster Sprecher war damals offenbar Schadewaldt.²³ Schadewaldt zögerte nicht, die durch Fraenkels „Beurlaubung“ sofort freigewordene Stelle im Senat zu übernehmen.²⁴ Fraenkels Lehrveranstaltungen wurden von Wolfgang Aly übernommen.²⁵ Immisch hielt eine Vorlesung über Catull.²⁶

Wir haben festgestellt, dass es nicht ganz leicht ist, ein abschliessendes Urteil zu fällen. 3. Um Zeit zu gewinnen, bitten wir schon jetzt die Ferien wie in Preussen bis zum 2. 5. zu erstrecken. Es handelt sich insbesondere um die schwierige Frage des Rektorats, da Prof. v. Moellendorff ausgesprochener Demokrat ist. Ferner wird infolge der Beurlaubungen sich eine Ergänzung des Lehrplanes nicht im Handumdrehen ermöglichen lassen. 4. Eine Fühlungnahme mit der Studentenschaft ist beabsichtigt, um mit ihr vernünftig und vertrauensvoll zusammen zu arbeiten.“ (Hauptstaatsarchiv Stuttgart EA3/150 Bü 835). Josef Sauer schreibt am 14.4.1933 von der Besorgnis Schadewaldts, Aly könnte zum Rektor ernannt werden (UAF C67). Einen Brief Alys an Heidegger vom 26.5.1933, also einen Tag vor der Rektoratsübergabe, zitiert Bernd Martin, Die Universität Freiburg im Breisgau im Jahre 1933, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 136, 1988, 445–477, hier 454. Es geht um die Ablehnung der Rundfunkübertragung von Heideggers angekündigter Rede: „Das ist mir um so bedauerlicher, als wir in Ihrer morgigen Rektoratsübernahme dasjenige Ereignis sehen, durch das die deutsche Universität sich öffentlich in den neuen Staat hineinstellt. Wir sind stolz, daß dies gerade in Freiburg der Fall sein wird und hoffen, daß auch so Ihre Worte das ihnen zukommende Gehör finden werden“.

²¹ Vgl. Ott (s. Anm. 19), 128, über den Erlaß A7642, der auf einer amtlichen Bekanntmachung Wagners in der Karlsruher Zeitung vom 5.4.1933 beruhte.

²² Vgl. Ott (s. Anm. 19), 128.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Ott (s. Anm. 19), 131; ders., Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg 1933/34, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 132, 1984, 343–358, hier 346f.

²⁵ Im Nachlaß Schadewaldt (Bayerische Staatsbibliothek) findet sich ein Brief Alys vom 12.8.1948, in dem er um eine Art „Persilschein“ bittet: „Hochverehrter Herr Kollege, Zu der bevorstehenden Verhandlung meiner Angelegenheit vor der Spruchkammer würde es wesentlich sein, mein Verhältnis zu dem jüdischen Volksteil möglichst klar zu stellen. Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich, als Fränkel seine Vorlesungstätigkeit aufgeben mußte, veranlasst wurde, zum Ersatz Livius zu lesen. Als wir darüber sprachen, schnitten Sie die Frage einer Remuneration an, und ich erwiderte Ihnen: Ich möchte davon absehen, da ich nicht an dem Unglück eines anderen verdienen möchte. Ich bitte Sie mir kurz zu bestätigen, wessen Sie sich erinnern (d. h. 1. dass ich für die Vertretung von Koll. Fränkel nichts bekommen habe) und 2. dass ich mit den angeführten Worten ausdrücklich auf eine solche Remuneration verzichtet habe. Da sich der Vorgang unter 4 Augen abspielte, so kann ich nichts weiter tun, als an Sie die Bitte zu richten, mir Ihr Zeugnis zur Verfügung zu stellen. In Verehrung Ihr sehr ergebener Aly.“ Schadewaldt antwortete am 26.9.1948: „An Ihre Bemerkung erinnere ich mich noch sehr gut.

Die Universität hat die Entfernung Eduard Fraenkels allerdings nicht ohne Widerspruch hingenommen, als deutlich wurde, daß für ihn – wohl zur peinlichen Überraschung auch der damit unmittelbar Befassten – keine einzige der üblichen Ausnahmeregelungen in Anspruch genommen werden konnte. Üblicherweise hatte ein Professor seines Jahrgangs in irgendeiner Form einen Dienst „im Feld“ vorzuweisen; aufgrund einer körperlichen Behinderung war Fraenkel damals aber trotz freiwilliger Meldung nicht eingezogen worden. So blieb nur der Hinweis auf Fraenkels internationale wissenschaftliche Bedeutung; auf Antrag Schadewaldts²⁷ wurde den Personalunterlagen Fraenkels, die Ende Mai nach Karlsruhe geschickt wurden, ein Gutachten der Fakultät über die wissenschaftliche Bedeutung Fraenkels hinzugefügt.²⁸ Heidegger seinerseits verfaßte am 12. Juli 1933 ein Begleitschreiben, in dem er sich diesem Gutachten anschloß.²⁹

Was weiter dann aber wurde, weiss ich nicht mehr. Doch müsste sich ja das aus den Kassenakten beweisen lassen. Mit den besten Empfehlungen, Ihr sehr ergebener W. Sch.“

²⁶ Die Vorlesung hatte 33 Teilnehmer; vgl. die Quästurakte UAF B17/789.

²⁷ Daß tatsächlich Schadewaldt diese Initiative ergriffen hat, wird durch eine von ihm unterschriebene Abschrift des Antrags in UAF B3/469 belegt: „Die Fakultät wolle beschliessen: Der Herr Dekan wird beauftragt dafür Sorge zu tragen, dass bei Rückgabe der zu erwartenden Fragebogen für die Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums dem Fragebogen Fraenkel folgende zusätzliche Erklärung beigegeben wird ...“

²⁸ Vgl. UAF B24/819: „(...) Fraenkel vertritt die lateinische Philologie und setzt die Göttinger Latinistenschule fort. Die lateinische (bzw. altlateinische) Philologie wird unter deutscher Führung in Italien, Schweden, England, Holland und den Vereinigten Staaten besonders gepflegt. In diesen Ländern ist Fraenkel neben Stroux (München) und Jachmann (Köln) als Führer der eigentlichen deutschen Latinistenschule bekannt. Er ist Mitglied der Akademien Göttingen, Heidelberg und Bologna. (...) Fraenkel hat in den letzten Jahren zwei Berufungen ins Ausland (Schweiz) – eine förmliche Berufung und eine Anfrage – abgelehnt.“

²⁹ Heidegger wollte mit seinem Brief an Fehrle sowohl den Chemiker Georg von Hevesy als auch Fraenkel vor der Entlassung bewahren und schrieb: „Denn das wissenschaftliche Ansehen Fränkels im Ausland, besonders in Italien und England, ist vom selben Ausmaß wie das des Herrn von Hevesy. Seine Persönlichkeit ist untadelig, seine Haltung gerade in den vergangenen Monaten der vorläufigen Beurlaubung vorbildlich. Dazu kommt, daß sein Forschungsgebiet und demnach auch das Hauptgewicht seiner Lehrtätigkeit weniger die inhaltlichen Wesensfragen der antiken Welt betreffen, sondern eher in eine bestimmte Richtung der sprachwissenschaftlichen Forschung weisen. Wenn Fränkel in der Fakultät verbleibt, und er muß es, wenn Herr von Hevesy bleibt, ist einerseits das internationale Ansehen unserer Wissenschaft gewahrt und andererseits doch für die Universität in keiner Weise ein Gefahrenmoment geschaffen, etwa im Sinne einer Gegenwirkung oder auch nur gleichgültigen Haltung gegenüber dem neuen Reich und seinen Aufgaben.“ (zit. nach Hugo Ott, Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/34. II. Die Zeit des Rektorats von Martin Heidegger [23. April 1933 bis 23. April 1934], in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins 103, 1984, 107–130, hier 121f.) Heidegger soll 1931 zu den Gegnern einer Berufung Fraenkels gehört haben (s. oben Anm. 11): Sollte er wirklich der Meinung gewesen sein, daß Fraenkel sich nicht so sehr um die „inhaltlichen Wesensfragen der Antike“ kümmere?

Alle Bemühungen waren vergeblich: am 15. Juli 1933 wurde Fraenkel zum 21. Oktober 1933 vorläufig in den Ruhestand versetzt. In einem Schreiben vom 7. November 1933 wurde ihm schließlich mitgeteilt, daß er zum 1. März 1934 endgültig „in den Ruhestand versetzt“ sei.³⁰

Im Universitätsarchiv ist Fraenkels nobler Abschiedsbrief vom 14. November 1933 an den amtierenden Dekan der Philosophischen Fakultät, Wolfgang Schadewaldt, erhalten:³¹

Ew. Spectabilität,

danke ich aufs verbindlichste für die mir im Namen der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg freundlichst überbrachten Abschiedsworte. Es hat mir wohlgetan zu hören, daß die Fakultät meiner gedenkt. Ich selbst werde auch unter sehr veränderten Lebensbedingungen das mir von der Fakultät in ihrer Gesamtheit erzeugte wohlwollende Vertrauen und die freundschaftliche Gesinnung mehr als eines ausgezeichneten Mannes hier niemals vergessen. Der Fakultät, der ich eine glückliche Zeit lang angehören durfte, wünsche ich eine segensreiche Zukunft.

Bis zur Ausreise nach England im Herbst 1934 hat Eduard Fraenkel dann in zunehmender Isolation in Freiburg gelebt; zu seinen nie verwundenen Erfahrungen gehörte die Verleugnung durch die ehemaligen Kollegen. Zu denen, die den Kontakt zu Fraenkel abbrachen, gehörte wohl auch Schadewaldt; in diese Monate fällt das von Zeitgenossen überlieferte Zitat „Große Zeiten erfordern große Opfer“³².

Der Höhepunkt von Schadewaldts öffentlichem Einsatz für den „neuen Staat“ wurde die vor Studenten am Ende des Sommersemesters gehaltene Rede „Der neue deutsche Student“.³³ Am

³⁰ UAF B24/819; Gnomon 9, 1933, 624: „Der ord. Professor für Klassische Philologie an der Universität Freiburg i. Br. Dr. Eduard Fraenkel ist in den Ruhestand versetzt worden.“

³¹ UAF B3/469.

³² Vgl. Gordon W. Williams, wie Anm. 16, 420f.: „All that year Ruth urged him to leave the country. Books were burned, students disrupted classes, and friends drew back (one very close friend actually said to Fraenkel: I can no longer have anything to do with you). Still he would not move and lingered on in increasing isolation and danger into 1934.“ Schadewaldt war in Berlin zunächst ein Schüler Fraenkels, wie Werner Jaeger in dem Anm. 6 zitierten Brief schreibt: „Als Forscher ging er, der geborene Berliner (er stammt aus einer hiesigen Arztfamilie, der Vater ist tot) von Ed. Fränkel aus, der ihn in den Anfangssemestern in die saubere Technik der Leoschule einführte und ihm Sinn für das Methodische einprägte.“ Das merkwürdige Schadewaldt-Zitat kenne ich durch Prof. Hermann Strasburger; Frau Dr. Gisela Strasburger hat es vor der Drucklegung noch einmal bestätigt. Anders als Heidegger ist Schadewaldt nicht in die Partei eingetreten; das Fehlen entsprechender BDC-Unterlagen wird unterstrichen durch die Anm. 41 zitierte Bemerkung Wilhelm Webers. Zur Persönlichkeit Schadewaldts s. auch die Beobachtungen von William M. Calder III, *Only Euripides*. Wolfgang Schadewaldt and Werner Jaeger, in: *Illinois Classical Studies* 27/28, 2002/2003, 177–196, sowie Dino Larese, Wolfgang Schadewaldt. Eine Lebensskizze, Amriswil 1967 (61 S.) und H. Flashar, Biographische Momente in schwerer Zeit, in: *Wolfgang Schadewaldt und die Gräzistik des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2005 (*Spudasmata* 100), 151–170.

³³ „Der neue deutsche Student“, in: *Freiburger Studentenzeitung*, 27. Juli 1933, Nr. 6, S. 1 (**Dokument IV**). In der Vorlesungsreihe „Aufgaben des geistigen Lebens im nationalsozialistischen Staat“ sprach er am 7.12.1933 über „Staatliche Erziehung“. S. auch den in dieser Zeit entstandenen Beitrag

15. Oktober 1933 ernannte Heidegger ihn zum Dekan der philosophischen Fakultät;³⁴ in der zweiten Jahreshälfte 1933 bewegte ihn aber vor allem die Frage einer möglichen Berufung nach Leipzig. Er galt im Lauf des Jahres 1933 als aussichtsreicher Kandidat für die Nachfolge von Alfred Körte. Im Dezember 1933 wurde in Leipzig das Gutachten formuliert, in dem auch auf Schadewaldts politisches Engagement Bezug genommen wird.³⁵

Die Zukunft von Fraenkels Lehrstuhl war ungewiß, da auch andere Fakultäten Interesse an dieser Planstelle hatten. Am 29. Januar 1934 setzte sich Dekan Schadewaldt nach Rücksprache mit Kollegen für die Übernahme einer Vertretung des Lehrstuhls durch Hans Oppermann ein³⁶; am selben Tag konnte er das Rektorat über den Ruf auf den Leipziger Lehrstuhl informieren. Am 5. März 1934 meldete er die Annahme des Rufes und erklärte seinen Rücktritt

„Einzelner und Staat im politischen Denken der Griechen, in: Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung 24, 1934, 16–32.

³⁴ „Sehr verehrter Herr Kollege! Ich ernenne Sie bis auf weiteres zum Dekan der philosophischen Fakultät. Als solcher sind Sie zugleich Mitglied des Senats. Zum Prodekan ist Herr Prof. Dr. Dragendorff ernannt. Ich bitte Sie, Ihre Dienstgeschäfte mit dem heutigen Tage zu übernehmen“ (UAF B24/3106).

³⁵ Aus dem Gesamtgutachten der philosophischen Fakultät Leipzig vom 2.12.1933 (Univ.-Archiv Leipzig, Personalakte Schadewaldt): „Wie sein Denken von jeher auf die überpersönlichen politisch-ethischen Gestaltungen der Griechen gerichtet gewesen ist, so erstreckt sich sein Erzieherum und seine plastisch-pädagogische Kraft jetzt energisch auf die neuerwachte Staatsgesinnung. Kein anderer klassischer Philologe arbeitet so bewußt und eifrig an der Erziehung der Jugend zum Ideal des politischen Studenten. Die Rede über den neuen deutschen Studenten, die Schadewaldt auf Wunsch der Studentenschaft gegen Ende des S. S. in Freiburg hielt, legen wir in dem Abdruck der Freiburger Studentenzeitung vom 27.7.33 bei, weil sie uns ein besonders wichtiges Zeugnis dafür scheint, wie sehr der Redner vom Geiste des Nationalsozialistischen durchdrungen ist, wie lebendig der Redner den Rhythmus der gegenwärtigen Bewegung zu übertragen vermag. (...) Schadewaldt ist nicht nur ein Gelehrter ersten Ranges, sondern auch ein ungewöhnlich fähiger Führer der Jugend von der Art wie der neue Staat sie braucht“. Regenbogen wurde auf die zweite Stelle gesetzt, Harder auf die dritte Stelle.

³⁶ Hans Oppermann (geb. 13.10.1895) hatte in Bonn studiert und wurde 1920 von August Brinkmann mit einer Arbeit zur griechischen Religionsgeschichte promoviert. Anschließend wurde er Lektor in Greifswald und konnte sich dort 1926 mit Studien zur Biographie Plotins habilitieren. Die *venia legendi* lautet, eher ungewöhnlich für Oppermanns bisherige Arbeiten, nicht „Klassische Philologie“, sondern „Klassische Altertumswissenschaft“ (vgl. *Gnomon* 2, 1926, 688). Oppermanns Förderer bei der Habilitation in Greifswald war Walter Kolbe, dem er im Vorwort seiner 1929 veröffentlichten Monographie „Plotins Leben. Untersuchungen zur Biographie Plotins“ (Heidelberg 1929) ausdrücklich dankt. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß Schadewaldts Empfehlung für die „Vertretung“ Eduard Fraenkels nicht ohne die Billigung Kolbes zustande gekommen ist. Im Jahre 1928 hat sich Oppermann nach Heidelberg umhabilitiert und erhielt dort im September 1932 den Titel eines a.o. Professors (*Gnomon* 8, 1932, 560). Oppermann ist bis 1930 eher als Gräzist zu bezeichnen; erst seit 1930 wandte er sich mehr und mehr der Latinistik zu. Zu Oppermanns Leben in drei Epochen der deutschen Geschichte vgl. Jürgen Malitz, *Römertum im ‚Dritten Reich‘*. Hans Oppermann, in: Peter Kneissl – Volker Losemann (Hrsg.), *Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag*, Stuttgart 1998, 519–543.

vom Dekanat, sehr zum Unwillen Dragendorffs.³⁷ In diese Zeit des Abschieds von Freiburg ist die vielzitierte Frage an Heidegger zu datieren, ob er „von Syrakus“ zurückgekehrt sei.³⁸

Das tatsächliche Ausmaß von Schadewaldts Wirken hinter den Kulissen ist nicht wirklich zu beurteilen. Wenn die Stellungnahme der Fakultät nach 1945 nicht aus Gründen der Selbstrechtfertigung übertreibt, hat Schadewaldt sehr erheblichen Einfluß ausgeübt:³⁹

Vor 1933 war in ihren Reihen von einem Eindringen nationalsozialistischer Ideen und von politischen Meinungsverschiedenheiten so gut wie nichts zu bemerken. Einen starken Umschwung brachte das Jahr 1933, in dem der Philosoph Heidegger Rektor wurde und unter seinen Anhängern in der Fakultät, insbesondere bei dem von ihm ernannten Dekan Schadewaldt, kräftigste Unterstützung fand. Schadewaldt sorgte bei seinem Weggang nach Leipzig 1934 und beim Abgang des jüdischen Philologen (sic !) Fränkel unter starker Ausnützung des Führerprinzips für die Neubesetzung beider Lehrstühle durch radikale Nationalsozialisten (Oppermann und Bogner).

Wenn Schadewaldts Verhalten aus der Rückschau so wahrgenommen worden ist, ist das im Großen und Ganzen wohl verständlich; andererseits ist darauf hinzuweisen, daß er wohl bald sehr selbstkritisch über diese Freiburger Monate gedacht hat. Einem Brief Walter Kolbes läßt sich eine Art Entschuldigung Schadewaldts für einen im Jahre 1934 publizierten engagierten Artikel entnehmen,⁴⁰ und der Berliner Althistoriker Wilhelm Weber, ein fanatischer Nationalsozialist, äußerte sich im Jahre 1936 sehr abfällig über die politische Einstellung Schadewaldts.⁴¹

³⁷ Dragendorff an Heidegger in einem Brief vom 8.3.1934 wegen Schadewaldts Bitte um sofortige Niederlegung seines Dekanats: „Schadewaldt sollte wenigstens als Prodekan seinem Nachfolger das Einarbeiten erleichtern“ (UAF B24/3106). Am 28.7.1934 fand eine Abschiedsveranstaltung des „Kränzchens“ für Schadewaldt statt; vgl. die Autobiographie von Ernst Fabricius (UAF C145, S. 240 – Hinweis von Dieter Speck). Walter Kolbe schreibt seiner Tochter am 3.5.1935, daß die meisten der älteren philologischen Semester Schadewaldt nach Leipzig gefolgt seien (s. Beitrag Wirbelauer in diesem Band).

³⁸ Die Bezeugung dieser Anspielung auf Platons pädagogischen Mißerfolg im Umgang mit dem Tyrannen Dionysios II. von Syrakus durch Carl Friedrich von Weizsäcker ist allerdings nur aus zweiter Hand: „Am Tage seines Rücktritts vom Rektoramt soll ihm Schadewaldt in der Straßenbahn begegnet sein und ihn gefragt haben: Nun, Herr Heidegger, sind Sie aus Syrakus zurück?“ (in: Günther Neske (Hrsg.), Erinnerung an Martin Heidegger, Pfullingen 1977, 246). Heidegger trat am 23.4.1934 von seinem Amt zurück.

³⁹ UAF B34/4.

⁴⁰ „Schadewaldt soll seinen Aufsatz nicht tragisch nehmen“ (Walter Kolbe am 10. April 1935 an seine Tochter; s. Beitrag Wirbelauer in diesem Band). Gemeint ist vermutlich der o. Anm. 33 zitierte Aufsatz.

⁴¹ Aus einem Brief Webers an den Ministerialbeamten Engel vom 24.10.1936: „Der Dekan wollte von mir Genaueres über Schadewaldt-Leipzig wissen. Ich habe ihm auseinandergesetzt, warum ich absolut nicht einsehe, dass der hier die Klassische Philologie im Sinne des Nationalsozialismus retten und beleben kann. Er hat ein paar Arbeiten geschrieben, an denen nichts besonderes ist. Er ist ein Aesthet und Humanist alten Stils. Er ist nicht in der Partei ! Wie ein junger S. D. Mann, der in seinem Oberseminar war, mir versichert, vermeidet er jede politische Andeutung ängstlich, laviert geschickt daran vorbei, ist in allem „mimosenhaft“, ein echter Jaegerschüler. Der Herr Minister hat vor kurzem

Nicht nur Schadewaldt kümmerte sich um einen Nachfolger für Eduard Fraenkel. Auch der neuernannte Karlsruher Hochschulreferent Eugen Fehrle, ein Klassischer Philologie und Volkskundler mäßiger Reputation, setzte sich für Oppermann ein, den er aus Heidelberg kannte.⁴² Fehrle hatte vom Sommersemester 1934 bis zum Wintersemester 1934/1935 einen Lehrauftrag in Freiburg und dürfte die Entwicklung auch vor Ort beobachtet und beeinflusst haben.⁴³

Mit dem Sommersemester 1934 beginnt Oppermanns Freiburger Lehrtätigkeit;⁴⁴ er profilierte sich sofort als „militanter“ akademischer Nationalsozialist⁴⁵ und bemühte sich in den folgenden Semestern um gute Kontakte zur »Kulturwissenschaftlichen Fachschaft«; im Sommersemester 1935 veröffentlichte die Fachschaft einen Tätigkeitsbericht in der »Freiburger Studentenzeitung«, in dem Oppermanns Engagement gebührend gewürdigt wurde.⁴⁶

Die Fakultät mußte sich im Sommersemester 1934 nicht nur mit der Nachfolge Schadewaldt beschäftigen, sondern auch mit der Frage, wer den jetzt von Oppermann vertretenen latinistischen Lehrstuhl erhalten sollte. Am 16. Mai 1934, während der Beratung über die Nachfolge Schadewaldt,⁴⁷ hatte die Fakultät eine entsprechende Aufforderung aus dem Karlsruher Ministerium erhalten. Den Mitgliedern der Fakultät war wohl aufgrund informeller Mitteilungen

noch dieser Wissenschaft mit dem Satz von der Verwandtschaft des Griechentums und Deutschtums eine herrliche Aufgabe gestellt: Diese ganze Wissenschaft drückt sich um die wissenschaftliche Begründung dieses Satzes, fährt in ihrem alten Stil fort, tut so, als sei das Jahr 1912, nicht 1936. Auch Herr Schadewaldt, der mit der Fachschaft für Altertumswissenschaft ein Semester lang das Thema „Humboldt und das humanistische Gymnasium“ behandelt ! Wo ist einer, der das Indogermanische am Griechentum in einer neuen Arbeit herausstellt ?“ (Bundesarchiv Berlin R4901/alt 21/10 Blatt 390).

⁴² Zur Person vgl. Peter Assion, „Was Mythos unseres Volkes ist“. Zum Werden und Wirken des NS-Volkskundlers Eugen Fehrle, in: Zeitschrift für Volkskunde 81, 1985, 220–244. Seine politischen und wissenschaftlichen Ziele in diesen Monaten werden aus dem u. Anm. 87 zitierten Schreiben deutlich. Sein Verhalten bei der Entnazifizierung schildert Steven P. Remy, *The Heidelberg Myth. The Nazification and Denazification of a German University*, Cambridge/Mass. 2002, 181–185.

⁴³ Vgl. die Quästurakte Eugen Fehrles (UAF B17/805).

⁴⁴ Gnomon 10, 1934, 512: „Der außerord. Professor für Klassische Philologie an der Universität Heidelberg Dr. Hans Oppermann ist beauftragt worden, an der Universität Freiburg i. Br. für das Sommersemester eine Professur der Klassischen Philologie vertretungsweise wahrzunehmen.“

⁴⁵ Joseph Sauer zählt Oppermann in einem Tagebuch-Eintrag vom 1. April 1935 zu den „Obernazis“ (UAF C67). Oppermann war damals nur Mitglied der SA und des NSLB (Fragebogen des Dozentenbundes UAF B133).

⁴⁶ „Da ist Kamerad Oppermann und Kameradin Schroth. Beide haben einen Kreis von Studenten, die Nietzsches Nutzen und Nachteil der Historie studieren, um den Blick freizubekommen zu einer wesentlichen Geschichtsbetrachtung überhaupt“ (Freiburger Studentenzeitung, 24. Juni 1935, Nr. 6, S. 2: Die Kulturwissenschaftliche Fachschaft berichtet). Ingeborg Schroth wurde im Jahre 1938 mit der kunsthistorischen Arbeit „Die Erkenntnis und Nachahmung des Griechischen durch die Berliner Baumeister der Goethezeit“ promoviert (UAF B42/2535).

⁴⁷ S. unten Anm. 60. Die Vorschläge für die Gräzistik waren am 8.6.1934 fertig.

klar, daß an Oppermann, der zudem als akademischer Lehrer durchaus zufriedenstellend war, nicht wirklich vorbeizukommen war.

Am 22. Juni 1934 kann Dragendorff dem Rektorat über das Ergebnis der Kommissionsberatungen für die Nachfolge Fraenkel berichten. Die erste Wahl der Kommission wäre demnach eigentlich der in Basel lehrende Harald Fuchs gewesen, doch wollte man nicht, daß diese Stelle „der deutschen Wissenschaft verlorengel“.⁴⁸ Oppermann wird an die zweite Stelle gesetzt, als der beste unter den „für uns gegenwärtig erreichbaren Latinisten“⁴⁹:

Seine Lebensdaten sind dem Ministerium bekannt. Wir legen aber ein Verzeichnis seiner Schriften bei, die seine ausgedehnte und vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit erkennen lässt. Herr Oppermann hat während seiner vertretungsweise hier ausgeübten Lehrtätigkeit sich auch im Unterricht durchaus bewährt. Seine Hörer rühmen besonders die Klarheit und das bis zum letzten durchgedachte seines Vortrages. Die Fakultät würde seinen endgiltigen (sic) Eintritt in ihren Kreis begrüßen.

Aus den Akten wird nicht deutlich, ob diese Liste, die durch den „Verzicht“ auf Fuchs eigentlich mehr eine „Empfehlung“ ist, an das Ministerium weitergereicht worden ist; vermutlich wurde die Frage der endgültigen Besetzung des lateinischen Lehrstuhl dilatorisch behandelt, da die Wiederbesetzung des griechischen Lehrstuhl als vorrangig betrachtet wurde. Es kam jedenfalls zu keiner Entscheidung in der Nachfolge Fraenkel.

Fast genau ein Jahr später, am 20. Mai 1935, wurde die Nachfolge Fraenkel vom Ministerium dann erneut angesprochen. Die Fakultät sollte Ersatzvorschläge „in der üblichen Dreizahl für die Wiederbesetzung des durch die Entpflichtung des Professors Dr. Fraenkel freigewordenen Lehrstuhls für klassische Philologie einreichen. (...) Dieser Berufungsliste sind die Stellungnahme der Dozentschaft und gegebenenfalls wissenschaftliche Gutachten über den außerordentlichen Professor Dr. Oppermann beizufügen. Gleichzeitig soll auch zu einer Berufung des Studienrats Dr. Walter Eberhardt Stellung genommen werden.“⁵⁰

⁴⁸ Dragendorff schreibt am 22.6.1934 an das Rektorat: „Für die Wiederbesetzung des durch die Zuruhesetzung des Professors Dr. Fränkel freigewordenen Lehrstuhls für lateinische Philologie würde ich in Übereinstimmung mit der Berufungskommission an erster Stelle Herrn Prof. Dr. Fuchs in Vorschlag bringen. Wir glauben jedoch unter den derzeitigen Verhältnissen davon absehen zu müssen. Herr Fuchs hat zur Zeit den Lehrstuhl für Klassische Philologie in Basel inne, hält also einen Aussenposten deutscher Wissenschaft. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass seine Stelle unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht wieder mit einem Reichsdeutschen besetzt werden würde. Die Stelle würde also der deutschen Wissenschaft verlorengehen, wenn Herr Fuchs sie räumen würde. Wir glauben annehmen zu dürfen, dass Herr Fuchs selbst sich zur Zeit kaum entschliessen würde, seinen Posten zu verlassen. Jedenfalls könnte ihm aber nur ein Ordinariat angeboten werden.“

⁴⁹ UAF B3/317.

⁵⁰ UAF B1/1256; zu Eberhardt s. unten Anm. 114.

In Beantwortung der ministeriellen „Weisung“ gehen die fertigen Vorschläge für die lateinische Liste dann am 12. Juni 1935 an das Ministerium. Nach dem früheren Verzicht auf Harald Fuchs erhielt Oppermann, der in diesen Wochen auch für Breslau im Gespräch war⁵¹, den ersten Platz. Harald Fuchs wurde jetzt auf die zweite Stelle gesetzt, mit dem Hinweis auf ein beigelegtes Gutachten von Werner Jaeger. Hans Drexler, der damals auch für den Breslauer Lehrstuhl im Gespräch war, erhielt den dritten Platz. Ein begeistertes Schreiben der Fachschaft unterstützte Oppermanns ersten Platz;⁵² auch die Dozenten waren zufrieden.⁵³ Die keineswegs ungünstige Beurteilung Oppermanns durch Otto Regenbogen⁵⁴ und Johannes Stroux⁵⁵

⁵¹ Dragendorff schreibt wegen der Anfrage aus Breslau am 13.12.1935 an das Rektorat: „Dass er unter den jüngeren Latinisten der wissenschaftlichen Leistung nach mit an erster Stelle steht, ist natürlich auch in Breslau bekannt. Wir haben während der Zeit seiner Stellvertretung hier, die sich nunmehr bereits über drei Semester erstreckt, aber auch den besten Eindruck von seiner Lehrbefähigung gewonnen. Es ist ihm gelungen, unter den schwierigen Verhältnissen, die ein Interregnum mit sich bringt, die Altphilologen zusammenzuhalten. Die Studenten hören ihn gern, schätzen seinen klaren Vortrag. Er hat mit ihnen ein gutes Verhältnis, sich namentlich auch der Fachschaftsarbeit sehr angenommen“ (UAF B1/1256). Nach einer weiteren Anfrage, diesmal aus Rostock, erhält der Rektor von Rostock am 17.12.1935 die Auskunft, daß sich Oppermann „hier in jeder Beziehung gut bewährt“ habe. Am 19.2.1936 trifft eine Anfrage des Münchener Rektorats ein.

⁵² „Eine objektive Beurteilung über Professor Dr. Oppermann abzugeben ist für uns insofern schwer, als er als enger Kamerad seit zwei Semestern in unserer Fachschaft mitgearbeitet und sich ganz in den Dienst unserer Sache gestellt hat. Ihm verdanken wir einen wesentlichen Teil unserer Aufbauarbeit, die er von Anfang an gefördert und in unseren Reihen mitgemacht hat. (...) Professor Oppermann ist Kriegsteilnehmer und Mitglied der SA. Er steht ständig für seine nationalsozialistische Überzeugung ein. So versucht er die nat. soz. Weltanschauung auch in seiner Wissenschaft durchzusetzen und die Altphilologie, die im allgemeinen heute als abseitig gilt, für die Erziehung deutscher Studenten fruchtbar auszuwerten. Er versucht das Römertum, das als ausgezeichnetes politisches Volk bekannt ist und die erste grosse Reichsgestaltung des Abendlandes darstellt, in Beziehung zu setzen zu unserem politischen Willen. (...) Über das Persönliche wäre nicht mehr viel zu sagen, da wir keine Trennung zwischen persönlicher und politischer Haltung zu machen pflegen. Professor Oppermann erfreut sich aber durch sein liebenswürdiges und kameradschaftliches Wesen einer großen Beliebtheit bei allen Studenten, denen er zugleich älterer erfahrener Berater und jugendlicher mitkämpfender Kamerad ist“ (UAF B1/1257, Gutachten von F. Dieck vom 20.12.1935).

⁵³ „Zur Bewegung steht er positiv. Er bemüht sich ernsthaft, der Probleme Herr zu werden, die unsere Weltanschauung der traditionell zu stark gebundenen klassischen Philologie stellt, so dass er hier als ein wertvoller Helfer im Kampfe für die geistige Klärung geschätzt wird“ (Brief vom 14.6.1935; UAF B3/317).

⁵⁴ „Herr Professor Dr. Oppermann ist mir aus langjähriger Zusammenarbeit sehr wohl bekannt. Er hat während dieser Zeit die Geschäfte des Assistenten am Philologischen Seminar unserer Universität wahrgenommen und ist zugleich Privatdozent und nichtbeamteter ao. Professor in unserer Fakultät gewesen. Seine unterrichtliche Tätigkeit ist vom besten Erfolg begleitet gewesen; sein Zusammenhang mit den Studenten war sehr gut und seine pädagogischen Fähigkeiten in den von ihm mitbetreuten Übungen des Seminars und Proseminars ausgezeichnet. Herr Oppermann hat die Verwaltungsgeschäfte der Bibliothek und der Kasse nicht nur zur vollen Zufriedenheit, sondern mit hervorragendem Erfolg geführt. Er ist am Aufbau und an der Organisation unserer Seminarbibliothek wesentlich mitbeteiligt gewesen. Als Vertreter der Nichtordinarien in der Fakultät hat er jahrelang lebhaften Anteil an den Fakultätsgeschäften genommen und durch sachliche und taktvolle Mitarbeit fördernd gewirkt. Es ist mir unzweifelhaft, dass Herr Oppermann auf einem Ordentlichen Lehrstuhl sich aufs Beste bewäh-

dürfte die Akzeptanz des Kandidaten in Freiburg durchaus erleichtert haben; negative Äußerungen radikaler Heidelberger Parteigenossen, die zugleich voller sachlicher Fehler waren, fielen dagegen sicher wenig ins Gewicht;⁵⁶ ziemlich zurückhaltend formulierte auch der in

ren wird“ (Gutachten vom 6.6.1935; UAF B3/317). Auch in seinem Anschreiben an Dragendorff vom 6.6.1935 ist Regenbogen dem Kandidaten sehr gewogen.

⁵⁵ Das erhaltene Aktenstück (UAF B1/1256) kombiniert offenbar ein älteres Gutachten für eine andere Universität als Freiburg mit einem für Freiburg geschriebenen Nachtrag: „Nächst ihm (Fuchs, Basel) würde ich Oppermann nennen. Dieser konnte seit seiner religionsgeschichtlichen Erstlingsarbeit und seit seinen Plotinarbeiten immer als ein gründlicher, methodisch sicherer Gräzist gelten. Er hat aber in seiner letzten Entwicklungsperiode auch auf lateinischem Gebiete Bedeutendes geleistet. Ich rechne dazu sein Caesarbuch, das einem skizzenhaften und unbefriedigenden Caesaraufsatz gegenüber die wachsende Sicherheit und Reife gut zeigt, und ich rechne auch dazu einige Aufsätze, wie den über Vergil und Octavian. Ich weiss, dass seine Arbeitsweise gerade auch in den Seminarien von den Studenten, die sich sicher und fruchtbar geführt fühlen, geschätzt wird. Mein Eindruck ist, dass er sich gerade in letzter Zeit in vielversprechender Entwicklung befindet und Hörer seines Vortrages auf der Trierer Philologenversammlung, an der ich nicht teilnehmen konnte, bestätigen diesen Eindruck. Da er alle Aussicht hat, eine Professur in Freiburg definitiv zu erhalten (wenn das nicht schon der Fall ist), wird auch bei ihm fraglich sein, ob er zu gewinnen ist.“

Zur Ergänzung füge ich bei: Das Caesarbuch, das für die Beurteilung Oppermanns als Latinisten wohl im Vordergrund steht und zu dem der Aufsatz in Hermes 1933: „Zu den geographischen Exkursen in Caesars bellum Gallicum“ nur eine Ergänzung liefert, könnte gewiss nicht nur in Einzelheiten, sondern in seiner ganzen Betrachtungsweise Caesars kritisiert werden. Denn die Kategorien: Komposition, Raum, Zeit, Reden, Bild, sind doch wohl zu schriftstellerisch gewählt, als dass sie dem inneren Wesen der Commentarii Caesars und damit dem hier einmalig und einzigartig vorliegenden Verhältnis von Gehalt und Form entsprechen könnten. Der Einwand trifft erst recht für das Bemühen Oppermanns zu, im einzelnen schriftstellerische Werte, Schönheiten, Bildlichkeit der Phantasie und ähnliches nachzuweisen. Der Versuch des Hermesaufsatzes, die These der „Echtheit“ der geographischen Excurse neu zu beweisen, wird ebenfalls kritischen Vorbehalten begegnen. Und bei den Aufsätzen über Terenz Andria (Contaminationsfrage) wie über Vergil und Octavian (Verhältnis der beiden Eclogen zu Augustus) bringt es schon die kontroverse Lage der von Oppermann behandelten Probleme mit sich, dass auch er nicht die Zweifel löst. Aber alle diese Arbeiten sind ernste, aus Quellen und Literatur methodisch entwickelte, auf eigener Fragestellung beruhende wissenschaftliche Leistungen, und darauf, nicht auf den Grad der Zustimmung zum einzelnen wird es hier ankommen. Dass Oppermann in seinem Verhältnis zum Lateinischen und zum Römertum nicht die gleichen Grundlagen hat, wie Fuchs, dass keine seiner genannten Schriften eine so durchgreifende und allseitig für die Interpretation der römischen Literatur fruchtbare Leistung, wie das Buch von Fuchs über Augustin und den antiken Friedensgedanken darstellt, ist mir allerdings gewiss. Aber das ist eine Frage der Reihenfolge. Gegenüber Zweifeln und Kritiken an Oppermann, die mir bekannt wurden, hat sich mein günstiges Urteil über seine vielversprechende Entwicklung über seine letzten Arbeiten, wenn man sie als Ganzes nimmt, nicht verschoben. Persönlich kenne ich Oppermann nur aus flüchtiger Begegnung.“ Es ist bemerkenswert, daß Oppermanns „politische“ Produktion überhaupt nicht erwähnt wird.

⁵⁶ „Oppermann ist wissenschaftlich gut, schreibt und redet flüssig mit guten Formulierungen, ist Schüler von Regenbogen, Heidelberg, und gehört damit zu dem Typ der Jägerschule. Er steht damit geistig unserer Bewegung im eigentlichen fern, besitzt aber ein grosses Einfühlungsvermögen, ist ausserordentlich geschickt, geschäftig und fleissig, aber nicht offen und versucht jetzt natürlich mit Macht sich gleichzuschalten. Dabei ist er politisch unzuverlässig, wenn nicht gefährlich. So sind üble Äußerungen über den Hochschulreferenten im badischen Ministerium aus seinem Munde bekannt geworden, die sich auch gegen die Partei richten. Er wurde vom N.O.V. im Mai 1933 abgelehnt. Später hat er versucht, sich bei der SA zu melden und hat es, nachdem er am Ort abgelehnt worden war, verstanden, sich in der Umgebung Heidelbergs bei der SA zu melden, wo er auch angenommen wurde. Pädagogisch ist er ein guter Pauker und zeigt hier vor allem, dass er nicht zu einer eigenen lebendigen Ge-

Berufungsverfahren damals allgegenwärtige Alfred Bäumler.⁵⁷ Im April 1936 wurde Oppermann mit Rückwirkung zum 1. November 1935 pers. Ordinarius für Klassische Philologie.⁵⁸

Die Fakultät hatte wohl gehofft, durch vorausseilendes Einverständnis mit der Berufung Oppermanns etwas Freiraum für die „unpolitische“ Regelung der Nachfolge Schadewaldt zu gewinnen. Am 8. Juni 1934, also zwei Wochen vor der Fakultätsentscheidung für Oppermann,⁵⁹ schickte Dekan Dragendorff die Namen der Kandidaten für den gräzistischen Lehrstuhl zur Weiterleitung nach Karlsruhe. An die erste Stelle wurden auf gleicher Stufe Karl Reinhardt und Richard Harder gesetzt, mit betontem Abstand an zweiter Stelle Bruno Snell, an dritter Stelle Kurt von Fritz:⁶⁰

Zur näheren Erläuterung dieser Rangordnung sei bemerkt: Die an erster Stelle genannten Professoren Reinhardt und Harder gehören, wiewohl in verschiedener Weise, zu den in In- und Ausland geachtetsten Vertretern der deutschen Altertumswissenschaft. Der Gewinn des einen oder anderen von ihnen würde der Altertumswissenschaft der Universität Freiburg weiterhin den hohen Rang wahren, den sie unter den deutschen Universitäten seit drei Jahrzehnten behauptet. Auf ihre Nennung an erster Stelle sei deswegen besonders verwiesen, zumal die unter 2 und 3 genannten Professoren Snell und v. Fritz erst in gewissem Abstände folgen.

Auch aus der Rückschau ist dies eine bemerkenswerte Liste. Karl Reinhardt war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern in diesen Jahren auch als Bürger und akademischer Lehrer eine vorbildliche Gestalt.⁶¹ Bruno Snells kritisches Verhältnis zum Regime war bekannt, und er

staltung seiner Lehre durchdringen kann, sondern völlig von seinem Lehrer Regenbogen abhängt. (UAF B1/1256). Dieses Exzerpt aus einem offenbar längeren Schreiben stammt von „Schlüter“ – dies muß der Mediziner Heinrich Schlüter sein, einer der militantesten Nazis an der Heidelberger Universität. Vgl. dazu Remy (s. Anm. 42), 132. Dekan Schadewaldt erhielt im Juli 1933 ein ähnlich skeptisches Schreiben des Heidelberger Dekans über die Aufrichtigkeit der „neuen“ politischen Haltung Oppermanns: „Über Oppermann ein entscheidendes Urteil abzugeben macht mir grosse Schwierigkeiten. Aus den Vorkommnissen des letzten Jahres muss ich an seiner Offenheit zweifeln. Ausserdem sprechen einige Tatsachen und ein bestimmtes Material dafür, dass seine innere Haltung trotz äusserer Gleichschaltung nicht gerade nationalsocialistisch (sic) ist. Wissenschaftlich leistet er etwas; seine Arbeiten, soweit ich sie kenne, zeigen zweifellos originelle Züge. Im Vortrag ist er gewandt, doch macht er auf mich leicht den Eindruck des Zu-Lehrermässigen“ (UAF B3/317 – das Schreiben ist irrtümlich auf den 19.7.1932 datiert),

⁵⁷ Bäumler schrieb am 25.7.1935 an den zuständigen Oberkirchenrat Mattiat: „Prof. Oppermann – Freiburg ist ein begabter Kopf, der Einfälle hat und sie gewandt darzustellen versteht. Er muss in wiss. Hinsicht zu den „Anregern“ gerechnet werden. Seine pädagogische Wirkung ist gut. Seinem Charakter wird man eine gewisse Wendigkeit nachsagen müssen“ (Bundesarchiv Koblenz).

⁵⁸ Walter Kolbe schreibt seiner Tochter am 3.4.1936: „Oppermann ist ernannt, aber nur zum persönlichen Ordinarius. Er ist also in Wahrheit planmäßiger Extraordinarius. Das ist nicht ganz unwesentlich, denn darin liegt eine Chance, daß er noch einmal fortkommt“ (s. Beitrag Wirbelauer in diesem Band).

⁵⁹ S. oben Anm. 49.

⁶⁰ Staatsarchiv Freiburg (= StAF) C25/2, 61.

⁶¹ Vgl. Cornelia Wegeler, „... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik“. Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921–1962,

wagte es sogar, in einer wissenschaftlichen Publikation seine Opposition anklingen zu lassen;⁶² Kurt von Fritz hat 1933 mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen den Eid auf Adolf Hitler verweigert.⁶³

Das Selbstverständnis der Kommission bei ihrer Arbeit geht aus den einleitenden Bemerkungen des Gutachtens deutlich hervor:⁶⁴

Die Berufungskommission hat bei der Aufstellung ihrer Vorschlagsliste auf das sorgfältigste alle irgend in Betracht kommenden Dozenten der griechischen Philologie gewertet. (...) Wir müssen wieder eine Kraft gewinnen, die wie Ed. Schwartz, Deubner, Pfeiffer, Schadewaldt uns auch aus dem ausserbadischen Reich Schüler zuführt. (...).

Wir haben uns bei ihrer Auswahl an keine bestimmte Schule gebunden. In einem aber dürften sie gleichgerichtet sein, das für die Wirkung auf unsere heutige Jugend entscheidend sein muß: in dem Streben, die Antike in ihrem innersten geistigen Kern, in ihrer schöpferischen Kraft zu erfassen. In der Auseinandersetzung mit dieser ist deutsche Art und deutsches Geistesleben immer wieder zu Höchstleistungen geführt worden.

Das Urteil der Gutachter über Karl Reinhardt – damals 47 Jahre alt – hat auch heute nichts von seiner Prägnanz verloren:⁶⁵

Karl Reinhardt steht unter den deutschen Philologen schon seit Jahren als Originalität von markanter Prägung da. Er vereint eine umfassende, nirgends äusserliche Gelehrsamkeit mit bohrendem Forschersinn und tiefer schöpferischer Anschauungskraft; er ist ein Schriftsteller von ungewöhnlicher Sprachgewalt. (...). Seine beiden grossen Werke über Poseidonios (Poseidonios, München 1921) und Kosmos und Sympathie, Neue Untersuchungen über Poseidonios, München 1926) haben das verschüttete und verstaubte Gebiet der Erforschung der mittleren Stoa kritisch reingefegt, methodisch eine Umwälzung gebracht und ein erstes gross gesehenes Bild des hellenistischen Philosophen errichtet. In seinem Buch über Platons Mythen (Bonn 1927) setzt er sich fruchtbar und tief mit einer bedeutenden Seite des platonischen Philosophierens auseinander. Sein zuletzt erschienener Sophokles (Frankfurt a/M 1933) schlägt nach vielen Richtungen in die Forschung ein, dringt aber darüber hinaus zu einem neuen Gesamtbild des Dichters von neuer Tiefe vor. Um diese Hauptwerke gruppieren sich eine ansehnliche Zahl von Aufsätzen, die auch ihrerseits von R.s Verantwortlichkeit vor dem Kleinen wie

Köln/Weimar 1996, 200 über seinen Protest vom 5. Mai 1933. Der Text des Schreibens ist abgedruckt in: Karl Reinhardt, Vermächtnis der Antike. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung, Göttingen 2. Aufl. 1966, 389f.

⁶² Vgl. Bruno Snell, Das I-Ah des goldenen Esels, in: Hermes 70, 1935, 355f. Walter Grab zitiert in seinen Erinnerungen das folgende Selbstzeugnis Snells aus den siebziger Jahren: „(Als Hitler an die Macht kam), war ich junger Dozent für Altphilologie in Hamburg, und ich hätte sicherlich eine Stellung im Ausland gefunden, wenn ich emigriert wäre. Aber dann hätte ich ja einem jüdischen Kollegen, der unbedingt ins Exil gehen mußte, die Stellung weggenommen. Auch wäre dann an meine Stelle irgendein Nazi nachgerückt. Aus diesen Gründen zog ich vor, in Deutschland zu bleiben, obwohl ich erbitterter Gegner der Nazis war. Ich wollte die Jugend im Geist des Humanismus erziehen“ (Meine vier Leben. Gedächtniskünstler – Emigrant – Jakobinerforscher – Demokrat. Köln 1999, 226).

⁶³ Vgl. Wegeler (s. Anm. 61), 368–372: Abdruck von v. Fritz' eigener Darstellung aus dem Jahre 1979 über seine Entlassung und Emigration.

⁶⁴ StAF C25/2, 61.

⁶⁵ StAF C25/2, 61.

seiner Anregerkraft zeugen. (...). Als Lehrer wirkt R. vor allem auf die Besten durch das Vorbild eines kompromisslosen stets aufs Ganze gehenden Forschertums.

Die Gleichstellung Richard Harders, damals 37 Jahre alt, ist eher überraschend und erklärt sich wohl auch dadurch, daß er schon 1930 für die Nachfolge Immisch im Gespräch war, im Dezember 1933 in Leipzig den dritten Platz hinter Schadewaldt und Regenbogen erhalten hatte und Heidegger jetzt vom Rektor der Universität Kiel sogar persönlich empfohlen worden war.⁶⁶ Vielleicht war seine schwungvolle Gnomon-Besprechung von Heideggers Rektorsrede, die zum Jahresende gedruckt erschien, damals schon bekannt.⁶⁷ Anders als bei Reinhardt verzichteten die Gutachter nicht auf tagespolitisches Beiwerk:⁶⁸

Am Kriege nahm er ca. 1 1/2 Jahre an der Westfront bis zu seiner Verwundung teil, die übrige Zeit als Krankenpfleger. Seit Januar dieses Jahres ist er in der S. A. Harder ist eine sehr vielseitige und dabei höchst intensive Begabung. Schon in seinem ersten Buch *Ocellus Lucanus* (Berlin 1926) ist er als Meister der Editions-kunst und gründlicher Kenner der antiken Philosophiegeschichte hervorgetreten.⁶⁹ Seitdem hat er sich energisch und vielfältig weiterentwickelt und stellt heute einen Gelehrten dar, der kräftig und männlich im Leben steht und mit einer erfolgreichen praktischen und organisatorischen Hand in seltener Weise sicheren kritischen Takt, konkreten historischen Sinn, lebendiges Einfühlungsvermögen und eine keineswegs auf seine Wissenschaft beschränkte allseitige Urteilskraft verbindet. (...). Mit seiner Ausgabe von *Platos Kriton* (Berlin 1934) ist Harder soeben als aktueller Deuter des griechischen Staatsdenkens und Gemeinschaftswillens aufgetreten.⁷⁰ (...). Gute Menschenkenntnis, klare Führung, humorvolle Wärme machen ihn besonders im Seminar zu einem vorzüglichen Lehrer, für dessen Erfolg bereits eine Reihe durch ihn angeregter tüchtiger Dissertationen sprechen.

Bruno Snell (37 Jahre) und Kurt von Fritz (33 Jahre) werden deutlich von den beiden abgesetzt:⁷¹

⁶⁶ Am 22. Mai 1934 schrieb der Kieler Rektor Wolf an Heidegger: „Ich glaube, daß Harder aus der hiesigen Situation gelernt hat und wenn sie ihn nach Freiburg berufen, unter Umständen brauchbar würde. Auf jeden Fall wäre er keine Stütze der „Schwarzen“. Ein gescheiter Kerl ist er“ (UAF B1/1256). Der „Führer der Dozentenschaft“ der Universität Kiel gab am 11.6.1934 ein Votum mit gewissen Vorbehalten ab: „In wissenschaftlicher Beziehung gilt Harder nach den mir gewordenen Mitteilungen als sehr gut. In politischer Beziehung kann man nicht ohne Bedenken für ihn eintreten. Er ist in seiner Grundhaltung keineswegs einwandfrei nationalsozialistisch. Er hat sich in der letzten Zeit mehrfach von solchen Hochschullehrern in seiner Haltung und Handlung stark beeinflussen lassen, die der neuen Entwicklung an den Hochschulen nicht nur gleichgültig sonder auch ablehnend gegenüberstehen. Es ist möglich, dass an einer Universität wie Freiburg, an der der Kampf gegen den Katholizismus in der nächsten Zeit das hochschulpolitische Geschehen beherrschen wird, Prof. Harder für die Zwecke des heutigen Staates Verwendung finden kann und vielleicht sogar aus einem solchen Kampferlebnis heraus den Weg zum Nationalsozialismus finden könnte“ (StAF 25/2, 61).

⁶⁷ Vgl. *Gnomon* 9, 1933, 440–442.

⁶⁸ StAF C25/2, 61.

⁶⁹ *Ocellus Lucanus*. Text und Kommentar, Berlin 1926 (Neue Philologische Untersuchungen 1).

⁷⁰ *Platos Kriton*. Text, Übersetzung, Nachwort, Berlin 1934. Vgl. auch „Plato und Athen“, in: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 10, 1934, 492–500.

⁷¹ StAF C25/2, 61.

Bruno Snell, zu Hildesheim 1896 geboren, studierte und promovierte 1923 in Göttingen und bestand im gleichen Jahr das Staatsexamen, 1924 die Assessorprüfung; nach einer Tätigkeit als deutscher Lektor in Pisa und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Deutschen Archäologischen Institut in Rom habilitierte er sich 1925 in Hamburg, wo er 1931 ordentlicher Professor wurde. Snell diente 1918 beim Grenzschutz Ost. Snell ist ein lebhafter, vielfach interessierter, geschmeidiger Geist. Er hat Einfälle und konnte sich vor allem durch seine produktiv anregende Kraft bisher einen Namen machen. (...) Snell ist ein geschickter Sprecher und erzielt als solcher gute pädagogische Wirkungen.

Kurt v. Fritz, geboren 1900 zu Metz, studierte in Freiburg und München, promovierte 1923 in München, habilitierte sich dort 1927; nachdem er sich 1931 nach Hamburg umhabilitiert hatte, ging er 1933 als a. o. Professor nach Rostock. v. Fritz ist im Kadettenhause erzogen und nahm noch zu Kriegsende am Feldzug teil. – v. Fritz ist ein fester, gründlicher Forscher, der mit strenger Gewissenhaftigkeit, selbständig und zielsicher seinen Weg geht. (...) von Fritz ist in einer sehr harten Jugend zu einem charaktervollen Menschen von innerer Energie geformt worden; darauf beruhen auch seine Lehrerfolge.⁷²

Im Gutachten über Harder ist die Verbeugung der Fakultät vor den Tendenzen der Zeit unverkennbar, doch war die Erstplazierung von Karl Reinhardt eine kompromißlose Entscheidung für einen unabhängigen Wissenschaftler von Rang.⁷³ Jeder Kenner der Verhältnisse konnte damals wissen, daß Reinhardt nicht dem Zeitgeist opferte.

Der Hochschulreferent Eugen Fehrle lehnte diese Liste rundheraus ab und protegierte seinen alten Freund Friedrich Pfister⁷⁴ aus Würzburg, nicht nur wegen seiner politischen Kompatibilität und seiner bewußt gepflegten antiklerikalen Haltung, sondern auch wegen seiner Ablehnung der sog. „Jäger-Schule“. Pfister hatte sich gerade durch einen gesinnungstüchtigen Vortrag zum „politischen Humanismus“ profiliert.⁷⁵

⁷² Kurt von Fritz' politischer Anstand weckte die Aggressionen seiner Gegner in ganz besonderem Maße. Der Chemieprofessor Franz Bachér, neuerdings zuständig für Berufungsfragen auch der philosophischen Fakultäten (zur Person s. Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, 116) schrieb aus Berlin: „Von Fritz gehört zu den für den heutigen Staat meiner Ansicht nach völlig untragbaren Hochschullehrern. Bei jedem Gemeinschaftsgefühl ist ihm Kameradschaft ein völlig fremder Begriff. Seine komisch anmutende Blasiertheit verrät nicht nur die Unmöglichkeit des Verstehens der Kräfte, die unseren heutigen Staat bauen und stützen, sondern gleichzeitig auch eine geistige Enge, die bei einem Hochschullehrer heute nicht mehr geduldet werden sollte. Sein weichliches, unmännliches äusseres Auftreten wird in unangenehmer Weise ergänzt durch Versuche, nach Art eines bockigen Kindes heute notwendige Neuerungen an der Hochschule zu kritisieren. Aufbauende Kräfte fehlen ihm völlig. (...) v. Fritz kann für eine weitere Berufung unter gar keinen Umständen in Frage kommen; ich stehe sogar auf dem Standpunkt, dass er auch vom Rostocker Lehrstuhl entfernt werden müsste“ (StAF C25/2, 61).

⁷³ Im Jahre 1941 versuchte W. H. Schuchhardt dann noch einmal, eine Berufung Reinhardts in die Wege zu leiten (Anm. 170).

⁷⁴ Zur Person s. Wolfgang Brückner, Religionswissenschaft und NS-Volkskunde. Friedrich Pfisters Würzburger Lehrtätigkeit von 1924–1951, in: Kulturgeschichten. Festschrift für Walter Pötzl zum 60. Geburtstag, Augsburg 2002, 944–1006.

⁷⁵ Der politische Humanismus, in: Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 70, 1934, 65–77.

Am 22. Juni 1934 reagierte Dekan Dragendorff auf Fehrles Bemühungen, seinen Freund Pfister auf die Liste zu bringen:⁷⁶

Der Aufforderung des Rektorates, zu dem vom Herrn Hochschulreferenten genannten Prof. Dr. Pfister in Würzburg Stellung zu nehmen, komme ich im Folgenden nach. (...) Ich möchte Herrn Pfister in keiner Weise herabsetzen. Er ist zweifellos ein Gelehrter von umfassendstem Wissen auf seinen speziellen zum Teil entlegenen Gebieten, auf die er schon durch seine Lehrer gewiesen war. Ich muss aber dabei bleiben, dass er nicht die wissenschaftliche Persönlichkeit ist, die gerade wir für Freiburg brauchen.

Abgesehen von „Erkundigungen“ über die Kandidaten⁷⁷ wurden auch „auswärtige Gutachten“ eingeholt, die dem einzigen Zweck dienten, die Freiburger Liste sowohl aus politischen Gründen wie auch aufgrund kleinlichster zünftiger Eitelkeiten zu torpedieren.

Rudolf Herzog, Klassischer Philologe in Gießen,⁷⁸ gab am 5. Juli 1934 das folgende merkwürdige Votum ab, in dem sich akademischer Schulstreit und Tagespolitik auf peinliche Weise vermischten:⁷⁹

Reichard (sic) kenne ich nicht persönlich. Seine Bücher sind überspitzt und zugleich zu wenig solid unterbaut. Sein Sophoklesbuch, das ich mir für mein Sophokleskolleg wieder angesehen habe, erscheint mir geradezu steril. Ich meine, es seien jetzt genug geistreiche Bücher über Sophokles geschrieben, aber zu wenig für die Interpretation getan. Gerade für die Religionsgeschichte und durch sie ist da noch viel herauszuholen. Als Lehrer soll er, wie ich früher hörte, etwas über die Köpfe der Schüler hinwegsprechen. Von seiner politischen Einstellung weiß ich nichts. (...) Pfister hat im Neuen Reich seine Stimme neuerdings für den politischen Humanismus in einem gut nationalsozialistischen Sinn erhoben (Bayr. Blätter f. d. Gymn. LXX, 65ff.). Ich schätze alle seine Arbeiten, vor allem die religionsgeschichtlichen. Er ist der Phrase der Jägerschule abhold und findet gegen sie recht erfreuliche Töne. Der Einfluß der Jägerschu-

⁷⁶ StAF C25/2, 61.

⁷⁷ Dragendorff schreibt am 14.7.1934 an das Rektorat: „Ich muss gestehen, dass ich diese Erkundigungen nur mit innerem Widerstreben eingezogen habe und dass meine Bedenken dagegen durch das Ergebnis nicht zerstreut sind. In die Berufungen wird damit ein Faktor eingeschaltet, der unter Umständen über das Schicksal des Einzelnen entscheiden kann, zu dessen Wertung uns aber meist die Mittel fehlen. (...) In anderen Fällen aber fühlt man persönliche und örtliche Gegensätze heraus, deren sachliche Grundlagen sich unserer Nachprüfung entziehen. Auf alle Fälle bitte ich, die Gutachten, die auch mir nur vertraulich gegeben sind, nicht zu den Akten zu nehmen, sondern mir nach Gebrauch zurückzugeben“ (StAF C25/2, 61). Den Stil dieser studentischen Auskünfte macht das Schreiben des Leiters der Frankfurter Studentenschaft vom 18.7.1934 deutlich: „Der o. ö. Prof. der klass. Phil., Dr. phil. Karl Reinhardt, ist weder Angehöriger der NSDAP noch einer der Partei untergegliederten Wehrformationen. Zur Zeit der Machtübernahme durch die Bewegung reichte R. ein Urlaubsgesuch ein, da er sich zur Wissenschaft zurückzuziehen wüschte. Dem Urlaubsgesuch wurde jedoch von behördlicher Seite nicht stattgegeben. Obgleich als Mensch schwer zugänglich, stellte sich Reinhardt der Studentenschaft und der kulturwissenschaftlichen Fachschaft unserer Universität zur Verfügung. Es ist zu erwarten, daß Reinhardt, der im Übrigen ein vollkommen unpolitischer Mensch ist, im Sinne der nationalsozialistischen Bewegung arbeitet, wenngleich auch kein besonderer Einsatz für die Ziele der Bewegung von ihm erwartet werden kann“ (StAF C25/2, 61).

⁷⁸ Vgl. Hans Georg Gundel, Die Klassische Philologie an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert, in: Ludwigs-Universität Justus Liebig Hochschule 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, 192–221, bes. 207f.

⁷⁹ StAF C25/2, 61.

le, die jetzt plötzlich ihr nationalsozialistisches Herz entdeckt hat und sich überall einzudrängen versteht – Regenbogen bei der Kantgesellschaft ! – muß gebrochen werden, damit wir wieder eine gesunde Wissenschaft des Wissenswerten in unserer Philologie bekommen. Menschlich ist mir Pfister sehr sympathisch, er wird gewiß gut nach Freiburg passen. Ich meine, Baden hätte es nicht nötig, die Ratten, die das Frankfurter Schiff verlassen wollen, bei sich aufzunehmen. das kann das große Preußen machen.

Die Freiburger Fakultät stand diesen Intrigen offenbar völlig hilflos gegenüber. Mit der Unterstützung von Eugen Fehrle lief in den folgenden Wochen alles auf die Berufung Pfisters hinaus, dessen antiklerikale und nationalsozialistische Einstellung bestens dokumentiert war – am 14. Juli 1934 konnte er Fehrle für den Erhalt des Rufes danken, der also ohne jede Beteiligung der Fakultät ausgesprochen wurde. Bereits am 26. Juli verhandelte Pfister im Karlsruher Ministerium⁸⁰ und erhielt sein Angebot am 6. August 1934. In den letzten Julitagen machte Pfister einen Antrittsbesuch bei Dekan Dragendorff in Freiburg.⁸¹ Am 28. August ließ die Pressestelle der Universität sogar eine Notiz in der »Freiburger Zeitung« über die Berufung Pfisters drucken.⁸²

Pfister war allerdings auch bei den Nationalsozialisten keineswegs unumstritten: er war ein kirchenfeindlicher Wissenschaftsideologe und von gemäßigt völkischer Gesinnung, doch konnte er nicht eigentlich als akademischer Nationalsozialist in dem Stil gelten, den Oppermann in Freiburg zu zelebrieren begann. In Berlin und München gab es Parteikreise, die sich wohl schon längere Zeit für die Besetzung des Freiburger Lehrstuhls interessierten und den Münchener Privatdozenten Hans Bogner protegierten. Er galt in der Partei als einer der wenigen habilitierten Altertumswissenschaftler eindeutig nationalsozialistischer Gesinnung – ohne übrigens damals Mitglied der Partei zu sein. Fast zeitgleich mit der beginnenden „offiziellen“ Förderung durch die Partei erschien Ende 1934 eine vernichtende Rezension von Bogners „Hauptwerk“ in der »Deutschen Literaturzeitung«.⁸³ Wilhelm von Kloeber, neuerdings Refe-

⁸⁰ „Als ich bei meiner Berufung nach Freiburg in Karlsruhe mit dem Regierungsrat Ernst Fehrle vom Ministerium mich besprach und ihm Bedenken äußerte, daß vielleicht einige Freiburger Kollegen mit meiner Berufung nicht einverstanden wären, sagte er zu mir: Da mußt Du ihnen ordentlich auf die Hühneraugen treten. Worauf ich erwiderte, ich sei nun einmal so erzogen, daß, wenn ich jemand auf die Hühneraugen trete, ich mich entschuldigte“ (Erinnerungen aus meinem Leben bis 1945, Würzburg 1989, 165).

⁸¹ Vgl. den Brief Pfisters an Dragendorff vom 22.7.1934 und Dragendorffs Antwort vom 24.7.1934 (UAF B3/317).

⁸² Den Akten in UAF B1/1257 ist der Zeitungsausschnitt beigelegt worden; vgl. Gnomon 10, 1934, 512.

⁸³ Deutsche Literaturzeitung 1934, Heft 28, Sp. 1324–1330. Die Rezension versucht, die antike Demokratie gegen ihren Verächter Bogner nach Möglichkeit zu retten. Berve schließt mit den programmatischen Worten: „Vor allem jedoch wird man zu betonen haben, daß in [der attischen Demokratie] der Gemeinschaftsstaat sich verwirklicht hat wie kaum sonst in der Welt und daß hier ein großes ideales Vorbild real hingestellt worden ist mit der ganzen Beispielhaftigkeit griechischer Gestaltungen.“

rent für die philosophische Fakultät in der Hochschulkommission der NSDAP,⁸⁴ wandte sich unaufgefordert am 8. September 1934 in einem Brief an das badische Staatsministerium, in dem zum ersten Mal der Name Hans Bogners fällt:⁸⁵

Gegen die Besetzung des altphilologischen Lehrstuhls mit Prof. Dr. F. Pfister erhebe ich namens der Hochschulkommission der NSDAP Einspruch. Nach meinen eingehenden Erkundigungen ist Prof. Pfister der typische Representant (sic) einer veralteten unlebendigen Wissenschaft, dessen Arbeiten methodische Fleißaufgaben sind und der nicht geeignet erscheint im Sinne unserer nationalsozialistischen Wissenschaftsauffassung zu wirken. Da jede Berufung eines an einer anderen Universität wirkenden Hochschullehrers als eine Herausstellung durch den nationalsozialistischen Staat zu werten ist, ist die Berufung Prof. Pfisters nicht im Sinne der Bewegung. Ich schlage dem badischen Ministerium die Berufung des münchener (sic) Privatdozenten Dr. Hans Bogner vor, der außer bedeutenden philologischen Arbeiten durch sein 1928 erschienenes Buch „Die verwirklichte Demokratie“, eine kritische Behandlung der altgriechischen Demokratie, den Beweis erbracht hat, daß er das für uns heute so wichtige Verhältnis gerade der klassischen Altertumswissenschaft zum Staat und zur Politik in hervorragender Weise gefunden hat.

Fehrle gab sich redliche Mühe, die Berufung seines Freundes Pfister zu retten. Dem Gaustudentenführer des Gaués Baden, Gustav-Adolf Scheel, versuchte er am 2. Oktober die „zünftigen“ Hintergründe des Widerstandes gegen Pfister zu erläutern:⁸⁶

... M. E. ist dieses Urteil ganz falsch. Die Wissenschaft, die Pfister vertritt, kann man nicht als unlebendig bezeichnen. Er selbst ist ein lebhafter Mensch. Wie er als Lehrer wirkt, weiß ich nicht und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie vertrauliche Auskünfte durch die Würzburger Studentenschaft einholen würden. Politisch ist gegen Pfister wohl nichts einzuwenden, die Hochschulkommission konnte nichts gegen ihn vorbringen. Die Einwendungen der Hochschulkommission gehen vermutlich zurück auf Einflüsse der „dritten Berliner humanitas“ (sic), deren Vertreter seit Jahren die philologischen Professuren in Deutschland besetzen und, wie zu erwarten war, nun empört sind, daß ein Vertreter einer anderen Richtung (Usener–Dieterich) einen Ruf erhält.⁸⁷

Sein Studium vermag uns zu lehren, was ein politischer Mensch ist, wie Geistesleben im politischen Leben wurzeln kann und soll, zu welchen heroischen Leistungen eine wahre politische Gemeinschaft fähig ist. Nicht als ein Kinderschreck, – als ein leuchtendes Vorbild von Werten, die uns wieder zu scheinen beginnen, steht die Perikleische Demokratie vor dem heutigen Geschlecht. Und sollte jemand sich an der „demokratischen“ Staatsform stoßen, weil er in ihr Liberalismus, Unstaatlichkeit, Interessenpolitik wittert –, er lasse sich nicht beirren: Nur der Name ist der modernen und der antiken Erscheinung gemein, der Gehalt ist eher entgegengesetzt als gleich!“ (Sp. 1329f.).

⁸⁴ Wilhelm von Kloeber war – wie Walter Frank – Schüler Karl Alexanders von Müller; seine Dissertation vom Jahre 1932 behandelte „Die deutsche Frage 1859–1871 in großdeutscher und antiliberaler Beurteilung“. Zur Person s. auch Heiber (s. Anm. 72), 406.

⁸⁵ StAF C25/2, 61.

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Für die Leser im Ministerium formulierte Fehrle dann noch ausführlicher: „Die philos. Fakultät der Univ. Freiburg hat Pfister nicht auf die Liste gebracht. Erst auf mein Ersuchen hat sie sich über ihn in der aus den Akten ersichtlichen Art geäußert. Hier liegen Schulgegensätze vor: in den letzten Jahren wurden die Lehrstellen der klassischen Philologie an deutschen Hochschulen fast durchweg mit Vertretern der Schule von Wilamowitz-Möllendorf und Werner Jäger in Berlin besetzt. Professor Pfister gehört der Schule Usener und Albrecht Dieterich an. Früher, solange Philologen wie Vahlen und Hermann Diels noch wirkten, war ein gewisser Ausgleich zwischen den Schulen gegeben. Das war nach dem Tode dieser Männer nicht mehr der Fall. Daß die Schule Usener–Dieterich große Verdienste um

Dem Referenten der Hochschulkommission Wilhelm von Kloeber schreibt er am 22. Oktober 1934:⁸⁸

Dazu möchte ich noch bemerken, Professor Pfister kämpft seit Jahren mannhaft gegen seine klerikalen Kollegen in Würzburg und gegen die Versuche, unsere Wissenschaft in klerikalem Sinne zu formen. Bekannt ist in dieser Hinsicht sein zäher Kampf gegen den Herausgeber des *Anthropos*. Pfister ist neben dem Schweden Martin P. Nilsson zur Zeit der beste Kenner der griechischen Religion. Gerade wenn wir die mythischen Vorstellungen der arischen Völker verstehen wollen, so müssen wir diese religiösen Probleme studieren, und in dieser Hinsicht habe ich bestimmte Pläne, die ich in Baden mit Pfister durchführen möchte vor allem, wo er sich auch erfolgreich auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde betätigt hat. (...) Ausdrücklich betonen möchte ich, daß ich gegen den Privatdozenten H. Bogner garnichts habe, sondern seine Arbeiten sehr schätze. Wäre es möglich, Bogner an Pfisters Stelle nach Würzburg zu bringen ?

Der junge Hochschulreferent ließ sich nicht erweichen und forderte alle Akten zur weiteren Überprüfung an. Das unerwartete Ende für Pfisters Freiburger Berufung kam durch eine Erwähnung seines Namens im *Völkischen Beobachter* vom 5. Januar 1935. Ein Martin Rasch⁸⁹ „rezensierte“ unter dem Titel „Juden und Emigranten machen deutsche Wissenschaft“ den 1934 erschienenen ersten Band der Kulturwissenschaftlichen Bibliographie zum Nachleben

die Altertumswissenschaft hat, wird niemand bestreiten. Vor allem die Erforschung mythischer Probleme und des religiösen Werdens einer Volksgemeinschaft hat sie wesentlich gefördert, wobei die germanische Einstellung neben der griechisch-römischen viel mehr zur Geltung kam als bei der Berliner Schule. Dieser kam es mehr darauf an, die überzeitlichen Erscheinungen in der Geschichte der Griechen und Römer aufzuzeigen und sie als Erziehungsbeispiele hinzustellen. Fraglos ist dieses Bestreben gut und durchaus gerechtfertigt, aber es wurde einseitig gehandhabt. Und so kam es, daß unsere Jugend Heldentum nur aus der Antike kannte, aus dem eigenen Vaterlande nicht; als überzeitliche Beispiele für Kunst wurden Phidias, Myron und andere Griechen erwähnt. Daß es auch überzeitliche deutsche Künstler gebe, wurde nicht berührt. Die Schule Usener–Dieterich war in dieser Hinsicht nie einseitig. Ja Dieterich hat es schon im Jahre 1903 ausgesprochen, daß wir die tiefsten Regungen des Gemütes nur beim eigenen Volk verstehen können und von hier aus versuchen müssen, fremde Völker wie die alten Griechen und Römer zu erkennen. Von solcher Anschauung aus kann auch die klassische Philologie dem nationalsozialistischen Staate gute Dienste leisten. Und Professor Pfister gibt mir mehr als die übrigen von der Fakultät genannten Philologen die Gewähr dafür, daß dies geschieht.“ Pfister wußte natürlich, worum es ging: am 28.8.1934 schreibt er dem „lieben Fehrle“ über seine künftigen Ziele als Freiburger Ordinarius: „die Fortsetzung der im Bunde mit der Volkskunde stehenden klassisch-philologischen Tradition, wie sie durch Rohde, Crusius, Dieterich, Boll in Baden begründet und durch Dich unter Kämpfen fortgesetzt wurde, eine Tradition, die ebenfalls auf den Gymnasien weiterwirkt, wo ja die meisten Philologen durch diese Schule hindurchgegangen sind, und die wir nun beide gemeinsam wieder zur Blüte bringen können. In diesem Sinn Philologie zu treiben, die den künftigen Gymnasiallehrer befähigt, die Jugend zu tüchtigen Arbeitern im neuen Reiche zu erziehen, verspreche ich, wenn ich meinen Dienst in Freiburg antrete; ich lege dieses Versprechen am heutigen Tag ab, an dem ich auf den Führer vereidigt wurde“ (StAF C25/2, 61). Zur zeitgeschichtlichen Einordnung dieser „volkskundlichen“ Klassischen Philologie s. auch Suzanne Marchand, *From Liberalism to Neoromanticism. Albrecht Dieterich, Richard Reitzenstein, and the religious turn in fin-de-siècle German Classical Studies*, in: *Out of Arcadia. Classics and Politics in Germany in the Age of Burckhardt, Nietzsche and Wilamowitz*, London 2003, 147ff.

⁸⁸ StAF C25/2, 61.

⁸⁹ In den Unterlagen des BDC findet sich ein Hinweis auf den sonst unbekanntem Berliner Studienreferendar Martin Rasch, geb. am 20. September 1906.

der Antike⁹⁰ als ein Machwerk von Juden und Emigranten: „Und es entsteht aus der Gemeinschaft der Fachgenossen alsbald eine mehr oder weniger „geschlossene Gesellschaft der Glaubensgenossen“. Die folgende Auswahl von Namen mag das zeigen“. Pfister, der gerade einmal drei „abstracts“ zu dem umfangreichen Band beigesteuert hatte, wird zusammen mit Forschern wie Cassirer, Klibansky, Liebeschütz und Scholem genannt. Die herausgehobene Nennung Pfisters ist wohl am besten als Intrige der Hochschulkommission zu erklären: „Da hätten wir also eine hübsche und gewiß noch zu erweiternde Sammlung von Damen und Herren, die sich teils durch ihre Namen, vor allem aber auch durch ihren Aufenthalt im Ausland verraten.“ Fehrle, dem diese Notiz höchst unangenehm gewesen sein dürfte, bekam den entsprechenden Zeitungsausschnitt am 7. Januar 1935 ausgerechnet vom Freiburger Rektorat zugesandt.⁹¹ Schon zwei Tage später mußte er nach Würzburg schreiben:⁹²

Lieber Pfister !

da die Hochschulkommission bei der Reichsleitung der N.S.D.A.P. trotz mehrmaligen Erinnerns keine Antwort darüber gegeben hat, ob Bedenken gegen Deine Berufung nach Freiburg bestehen und im Hinblick auf die Veröffentlichung im Völkischen Beobachter vom 5. Januar 1934 (sic) „Juden und Emigranten machen deutsche Wissenschaft“, ist zu befürchten, daß es nicht gelingen wird, Dich nach Freiburg zu bringen.⁹³ Ich sehe mich daher zu meinem lebhaften Bedauern genötigt, Dir mitzuteilen, daß mein Herr Minister nunmehr beabsichtigt, den Freiburger Lehrstuhl möglichst zum Sommerhalbjahr 1935 durch eine der Hochschulkommission genehme Persönlichkeit zu besetzen.⁹⁴

⁹⁰ Kulturwissenschaftliche Bibliographie zum Nachleben der Antike, Bd. 1: Die Erscheinungen des Jahres 1931, in Gemeinschaft mit Fachgenossen bearbeitet von Hans Meier, Richard Newald, Edgar Wind, hrsg. von der Bibliothek Warburg, Leipzig/Berlin (333 S.).

⁹¹ Am 7.1.1935 schreibt Rektor Kern an Fehrle: „Den anliegenden Ausschnitt aus dem Völkischen Beobachter vom 5. ds. Mts. übersende ich unter Bezugnahme auf unsere heutige telefonische Unterredung“. (StAF C25/2, 61).

⁹² StAF C25/2, 61.

⁹³ Im Völkischen Beobachter vom 23.1.1935 findet sich ein „Dementi“ von Martin Rasch, das als Zeitungsausschnitt den Akten zur gescheiterten Berufung Pfisters beigelegt wurde: „Es gab eine Reaktion: man hatte den Eindruck, daß allen namhaft gemachten Mitarbeitern des Sammelwerks „Kulturwissenschaftliche Bibliographie zum Nachleben der Antike“ jüdische Abstammung nachgesagt würde. Dagegen haben die Herrn Professoren Daniel Achelis, Wilhelm Kamlah, Heinrich Heydenreich, Leo Schrader und Julius Ruska mit dem Hinweis auf ihre arische Abstammung Einspruch erhoben. Ich stelle infolgedessen fest, daß es nicht in meiner Absicht lag, dem einzelnen jüdische Abkunft nachzusagen, was aus den einschränkenden Worten „eine mehr oder weniger geschlossene Gesellschaft der Glaubensgenossen“ hervorgeht.“ (StAF C25/2, 62).

⁹⁴ Pfister schreibt in seinen Memoiren: „In jenem Artikel waren sämtliche Mitarbeiter mit jüdischen Namen aufgezählt, dazu noch die nichtjüdischen Gelehrten Achelis und Ruska, die nichtdeutsch klingende Namen führen, und dazu als einziger, der einen deutschen Namen führte, der meinige, Friedrich Pfister aus Würzburg. Damit sollte ich offenbar persönlich getroffen werden, und in der Tat erhielt ich ein paar Tage danach vom Kultusministerium in Karlsruhe die Mitteilung, daß nunmehr nach diesem Artikel auf meine Berufung als Ordinarius nach Freiburg verzichtet werde. Der Artikel war offensichtlich verfaßt worden, um meine Berufung nach Freiburg zu hintertreiben, jedenfalls hatte er diese Wirkung“ (Erinnerungen aus meinem Leben bis 1945, Würzburg 1989, 175).

Diese „genehme Persönlichkeit“ war der Münchener Privatdozent Hans Bogner. Er wurde 1895 in Weissenburg als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren. Nach dem Besuch von Gymnasien in München und Augsburg machte er 1914 Abitur und wurde zunächst nicht als Kriegsfreiwilliger angenommen. Nach einem ersten Semester in München wurde er dann 1915 eingezogen. „Bis Ende 1918 stand ich im Heeresdienst, zwei Jahre an der Front“.⁹⁵ Im Sommer 1921 promovierte er dann bei Ed. Schwartz mit der Arbeit „Kaiser Julians 5. Rede“, die später im »Philologus« gedruckt wurde.⁹⁶ Nach kurzer Hauslehrertätigkeit bei dem Dichter Paul Ernst⁹⁷ widmete er sich dann seit 1926 der Wissenschaft; an der Münchener Universität verdiente er ein wenig Geld mit griechischen Elementarkursen. In welchem Maße er von seinem Lehrer Ed. Schwartz gefördert wurde, bleibt unklar – habilitieren konnte er sich jedenfalls erst nach der Machtergreifung, formal wohl bei Rudolf Pfeiffer.⁹⁸ Die Münchener Habilitationsschrift des Jahres 1933 wurde erst 1939 als sehr schmale Studie mit dem Titel „Der Seelenbegriff der griechischen Frühzeit“ publiziert, nicht in einem der üblichen wissenschaftlichen Verlage, sondern von der „völkischen“ Hanseatischen Verlagsgesellschaft.⁹⁹

Neben den wenig bemerkenswerten Publikationen zur Klassischen Philologie veröffentlichte Bogner auch in einem ganz anderen Bereich, dem des völkischen, rechtskonservativen Schrifttums. Seit dem Ende der zwanziger Jahre gehörte er zum Kreis um Wilhelm Stapel, einem christlich-konservativen Gegner der Weimarer Republik.¹⁰⁰ Eine wichtige Gemeinsamkeit dieses Kreises ist, neben der Radikalopposition gegen die Weimarer Republik, auch die Kombination von konservativem Protestantismus, verschwommenem Elitedenken und akademisch verbrämtem Antisemitismus.¹⁰¹ Im Verlag Stapels, der „Hanseatischen Verlagsanstalt“, konnte Bogner auch im Jahre 1930 seine „Verwirklichte Demokratie“ drucken, die er

⁹⁵ UAF B24/343.

⁹⁶ Kaiser Julians 5. Rede, in: *Philologus* 79, 1924, 258–297.

⁹⁷ Vgl. Heiber (s. Anm. 72), 553.

⁹⁸ Am 19.10.1934 schreibt Bogner an Dekan Dragendorff: „Gestatten Sie mir als einem Ihnen noch Unbekannten, einige Zeilen an Sie zu richten als eine Art von schriftlicher Vorstellung, der die persönliche ja bald nachfolgen wird. (...) Über meine Person darf ich bemerken: ich bin Kriegsteilnehmer, Schüler von Eduard Schwartz, bei dem ich promovierte; im Frühjahr 1933 habilitierte ich mich bei Professor Pfeiffer“ (UAF B3/317). Johannes Stroux schreibt später von seiner „Mitwirkung“ bei Bogners Habilitation (vgl. das Anm. 121 zitierte Gutachten).

⁹⁹ *Der Seelenbegriff der griechischen Frühzeit*, Hamburg 1939 (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands) (39 S.); Bogner hatte über sein Thema am 30. November 1938 auf der 4. Jahrestagung des ‚Reichsinstituts‘ gesprochen; vgl. Heiber (s. Anm. 72), 555.

¹⁰⁰ Zur Person vgl. Willi Keimhorst, *Wilhelm Stapel. Ein evangelischer Journalist im Nationalsozialismus. Gratwanderer zwischen Politik und Theologie*, Frankfurt, 1993.

¹⁰¹ Vgl. Louis Dupeux, *L’antisemitisme culturel de Wilhelm Stapel*, in: *Revue d’Allemagne* 21, 1989, 610–618.

schwerlich bei einem „wissenschaftlichen“ Verlag wie Teubner hätte unterbringen können.¹⁰² Der Ehrgeiz von Stapel und seinem Freundeskreis war es wohl, die aufsteigende NSDAP für eigene, eben „elitäre“ Vorstellungen zu „instrumentalisieren. So erklärt sich die Schrift „Was wir vom Nationalsozialismus erwarten“ aus dem Jahre 1932, in der auch Bogner unter dem Titel „Die Bildung der politischen Elite“ seine Erwartungen formulieren durfte.¹⁰³ Eine seiner Hoffnungen ist offenbar die Verbindung von dem, was er „konservativen Glauben“ nennt, mit der „elementaren Volksbewegung des Nationalsozialismus“.¹⁰⁴ Insofern haben Bogner und die Seinen nichts mit dem Neuheidentum eines Alfred Rosenberg zu tun, dem sich z. B. Oppermann wenigstens demonstrativ verbunden fühlte.¹⁰⁵ Eine Gemeinsamkeit des Stapel-Kreises mit den Nationalsozialisten ist dagegen unübersehbar: das Interesse an der damals sog. Judenfrage – Wilhelm Stapel verbreitet sich im gleichen Band über den „Versuch einer praktischen Lösung der Judenfrage“. Die Bognersche politische Elite der Zukunft hat viel Verständnis für den Nationalsozialismus, steht aber als Elite „darüber“. Es überrascht deshalb nicht, daß Bogner nicht schon vor 1933, sondern erst 1937 in die Partei eintrat, als er verbeamtet wurde.¹⁰⁶ Bogner war der Partei aber auch ohne Mitgliedschaft willkommen. In einem Gutachten aus München heißt es später, daß Bogner zwar kein Pg. sei, „aber unbedenklich als einer der geistigen Weggenossen des Nationalsozialismus innerhalb des Bereichs deutscher Universitäten gelten darf“.¹⁰⁷ Anders als bei dem Karrieristen Oppermann ist Bogners „Weltbild“ schon vor 1933 „fertig“.

Was Bogner damals für die Partei als Kandidaten für einen gräzistischen Lehrstuhl besonders interessant machte, waren seine „populären“ Publikationen zur griechischen Geschichte, und hier besonders zur Geschichte der griechischen Demokratie, die auf eine Verherrlichung des starken Mannes hinausliefen, der dem Unwesen der „radikalen“ Demokratie ein wohlverdientes Ende bereitete. Bogner hatte aufgrund seiner Tätigkeit als völkischer Publizist beste Be-

¹⁰² Die verwirklichte Demokratie. Die Lehren der Antike, Hamburg 1930 (232 S.).

¹⁰³ Die Bildung einer politischen Elite, in: Was wir vom Nationalsozialismus erwarten. Zwanzig Antworten hrsg. von Albrecht Erich Günther, Heilbronn 1932, 114–122. Es handelt sich dabei um einen Auszug aus der gleichzeitig veröffentlichten Broschüre: Die Bildung der politischen Elite, Oldenburg 1932 (Schriften an die Nation 6) (71 S.).

¹⁰⁴ Der politische Ort des evangelischen Christen in der Gegenwart, in: Deutsches Volkstum 1932, Heft 2, 964–967.

¹⁰⁵ S. unten Anm. 140.

¹⁰⁶ Heiber (s. Anm. 72), 554, geht von einer frühen Desillusionierung Bogners aus und zitiert einen Bekannten Bogners aus dieser Zeit: „Wer ihn kannte, konnte jedenfalls den Eindruck gewinnen, daß der Parteigenosse Bogner dem Nationalsozialismus innerlich fremd gegenüberstand.“ Die Freiburger Fakultätskollegen hatten allerdings einen völlig anderen Eindruck.

¹⁰⁷ Das Gutachten stammt vom damaligen Dekan Walter Wüst (UAF B24/343).

ziehungen zu Parteigrößen. Im Münchener Umfeld der völkischen Publizistik und der Schüler von Karl Alexander von Mueller traf Bogner schon vor 1933 den jungen Historiker Walter Frank, der sich zum Archegeten einer neuen nationalsozialistischen Geschichtsforschung berufen fühlte. Nachdem sich, wie erwähnt, erst der Leiter der Hochschulkommission der NSDAP im September 1934 für ihn stark gemacht hatte, richtete vier Monate später, am 3. Februar 1935 Walter Frank, damals 30 Jahre alt und Referent für Geschichte in der Hochschulkommission der NSDAP, ein weiteres Empfehlungsschreiben an das Ministerium in Karlsruhe:¹⁰⁸

Wie es bereits mein Vorgänger, Dr. von Klöber, getan hat, möchte auch ich dem badischen Ministerium für den freistehenden Lehrstuhl der Altphilologie in Freiburg dringlich den Münchner Privatdozenten Dr. Hans Bogner empfehlen.

Dr. Hans Bogner ist nicht nur anerkannter altphilologischer Fachmann, sondern darüber hinaus einer der wenigen Vertreter einer innerlich erneuerten, lebendigen Wissenschaft. Sein Buch „Die verwirklichte Demokratie. Lehren der Antike“ (1930) gehört zu den in dieser Richtung kennzeichnenden Werken. Politisch ist Dr. Bogner, ohne der NSDAP anzugehören, unbedingt zuverlässig. Bogner ist Frontsoldat.

Im März 1935 wiederholte Frank seine Empfehlung in einem Brief an Eugen Fehrle:¹⁰⁹

Sehr geehrter Herr Ministerialrat ! In Beantwortung Ihres Schreibens vom 4. ds. M. darf ich bemerken, daß ich eine Anfrage wegen Reinhardt nicht erhalten habe. Ich vermöchte mich allerdings auch über Reinhardt speziell nicht zu äußern, er gilt als hervorragender Gräzist, politisch ist er mir unbekannt. Wenn ich mich für Herrn Bogner so warm einsetze, so deshalb weil er, der mir selbst als Althistoriker bekannt ist und als Altphilologe allgemein anerkannt wird, gerade jene neue Wissenschaft verkörpert, die ihre Facharbeit wieder in lebendigen Zusammenhang mit den großen Fragen unserer eigenen Zeit und Nation bringt. Es scheint mir besonders wertvoll, die zahlenmäßig noch geringen Vertreter dieser Wissenschaft in feste Positionen zu bringen, und gerade in Freiburg, an diesem Ausfallstor nach dem Westen, schiene mir eine neue Blutzufuhr besonders wertvoll für den nationalsozialistischen Staat. Heil Hitler, Dr. Walter Frank

Die verstärkten Bemühungen der Freunde Bogners erklären sich durch die unermüdlichen Versuche der Freiburger Fakultät, Karl Reinhardt doch noch durchzusetzen.¹¹⁰ Am 13. März 1935 schließlich hatte Eugen Fehrle genügend ungünstige Nachrichten über Karl Reinhardt

¹⁰⁸ StAF C25/2, 61; das Papier ist von sehr bescheidener Qualität, und die vielen Tippfehler werden keinen sehr günstigen Eindruck in Karlsruhe gemacht haben.

¹⁰⁹ StAF C25/2, 61.

¹¹⁰ Der Informationsstand in Freiburg muß sehr dürftig gewesen sein, wenn Walter Kolbe am 31.1.1935 seiner Tochter schreiben konnte: „So das sind zwei erfreuliche Nachrichten [bezieht sich auf eine Rede Paul Schmitthenners, in der Preussen gelobt wurde, und auf einen gemäßigten Auftritt des „Leiters der Deutschen Studentenschaft“]. Und nun gleich eine dritte, die Schadewaldt interessieren wird: Pfister hat abgelehnt. Das Ministerium hat einen Ruf an – Reinhardt ergehen lassen. Auch Oppermann wird einen Ruf erhalten. Es ist nach Monaten endlich Aussicht auf eine gute Lösung.“

gesammelt, um seine Berufung ausschließen und Hans Bogner als neuen Kandidaten präsentieren zu können:¹¹¹

(...) insbesondere soll er sich noch am 1. Mai 1933 geweigert haben, bei dem Festzug am Feste der nationalen Arbeit mitzumarschieren und soll wiederholt sich abfällig über die gegen die Juden unternommenen Maßnahmen der Reichsregierung und der NSDAP ausgesprochen haben.¹¹² Mit Rücksicht hierauf und die Tatsache, daß Prof. Reinhardt sehr starke Bindungen an Stefan George-Kreise und an jüdische Intellektuelle haben soll, halte ich seine Berufung im gegenwärtigen Augenblick nicht für vertretbar. (...) (...) Wiederholt ist mir insbesondere durch die Hochschulkommission der Name des Privatdozenten Dr. Hans Bogner in München genannt worden; Bogner hat das Buch „Die verwirklichte Demokratie. Lehren der Antike“ geschrieben, das durchaus im Sinne einer neuen Auffassung der Wissenschaft liegt.

Die Freiburger Fakultät mußte sich jetzt offiziell rechtfertigen, warum Bogner nicht in die engere Wahl gekommen war. Dekan Dragendorff gab sich in einem Schreiben vom 14. März 1935 alle Mühe, das beinahe Unvermeidliche zu verhindern:¹¹³

(...) Freiburg kann für ein so wichtiges Fach eine bereits gereifte Persönlichkeit von anerkanntem wissenschaftlichem Ruf nicht entbehren und muss sie daher verlangen. Bei unseren Beratungen über die Wiederbesetzung der philologischen Lehrstühle haben wir uns auch mit allen jungen Fachvertretern beschäftigt. Darunter war selbstverständlich auch Dr. Bogner. Ich kann nur bei dem Urteil bleiben, zu dem wir damals gekommen sind (...) Es erscheint sogar zweifelhaft, ob es in Bogners eigenem Interesse wäre, wenn man ihn jetzt schon mit den vielseitigen Pflichten eines Ordinariats belasten würde. An philologischen Leistungen liegt von Bogner seine 1924 erschienene Dissertation vor. Seine Habilitationsschrift ist noch nicht im Druck erschienen, weil sie dafür noch nicht reif genug schien. Dann gibt es noch einen Aufsatz von ihm über Nonnos. Das Buch über „Verwirklichte Demokratie“ ist in der Quellensammlung von seinen Vorgängern abhängig. Die eigene Leistung liegt hier nicht auf philologischem sondern auf historischem Gebiet und ist auch da nicht als glücklich zu bezeichnen. Zusammenfassend müssen wir auf das dringendste widerraten, den Freiburger Lehrstuhl mit einer Persönlichkeit zu besetzen, die uns noch nicht die Gewähr gibt, dass sie in die Aufgabe hineinwachsen wird. Wir weisen noch einmal auf unsere Vorschlagsliste hin, die ja mit dem einen Namen Reinhardt nicht erschöpft ist. Es ist uns in schwierigsten Zeiten gelungen, Freiburgs Niveau auf der Höhe zu halten. Es darf gerade jetzt nicht absinken.

Neben dem ungeliebten Bogner mußte die Fakultät in diesen Wochen einen noch weit unerwünschteren Kandidaten abwehren, dessen Name Ende April von Berlin aus lanciert worden war, den Dresdner Studienrat Dr. Walter Eberhardt, damals bekanntgeworden durch eine militante, an prominenter Stelle publizierte Schrift mit dem programmatischen Titel „Die Antike und Wir“.¹¹⁴ In der Ablehnung des nichthabilitierten radikalen Schulmanns waren sich sogar

¹¹¹ StAF C25/2, 61.

¹¹² Vgl. den o. Anm. 61 erwähnten Antrag Reinhardts auf Beurlaubung.

¹¹³ StAF C25/2, 61.

¹¹⁴ Die Antike und wir, München 1934 (Nationalsozialistische Wissenschaft 2) (15 S.); s. auch seine „radikale“ Rede zum 30.1.1934: „Rede zum 30. Januar 1934, gehalten vor den Lehrern und Schülern des Kreuzgymnasiums zu Dresden“, in: Politische Erziehung. Monatsschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes Sachsen 13/10, 1934, 301–306. Eberhardt war Parteimitglied seit dem 13.4.1932 (BDC) und mit dem personalpolitisch damals sehr einflußreichen Alfred Bäumler befreundet. 1937

Aly und Oppermann einig, die vernichtende Gutachten über Eberhardts Dissertation verfaßten.¹¹⁵ Am 22. Mai schreibt Dragendorff im Namen der Fakultät an das Rektorat, daß eine Berufung Eberhardts unerwünscht sei. Ein erneuter Versuch Anfang Juni, unter Verzicht auf Karl Reinhardt Bruno Snell wieder ins Gespräch zu bringen, scheiterte.

Der ehrgeizige Wolfgang Aly hat in diesen Wochen noch einmal versucht, sich selbst ins Gespräch zu bringen. Am 1. Juni schickte er dem Dekan „auf Wunsch der Dozentschaft“ ein mehrseitiges, wegen seiner „Modernität“ durchaus lesenswertes Exposé über die „Gründung eines Instituts für Altertumskunde an der Universität Freiburg“.¹¹⁶ Wenig später sprach Aly vor einem studentischen Publikum über die „neue Fragestellung der Geisteswissenschaften“ und sorgte für einen Bericht in der »Freiburger Studentenzeitung«.¹¹⁷

Am 23. September 1935 bekommt Bogner schließlich aus dem REM die Aufforderung, den Freiburger Lehrstuhl für Klassische Philologie zu vertreten. Dieser Erfolg von Bogners Förderern findet sogar ein Echo im »Völkischen Beobachter«. Volle fünf Jahre nach Erscheinen der „Verwirklichten Demokratie“ erscheint am 29. September 1935 eine Rezension aus der Feder Walter Franks. Nach einer bemühten Zusammenfassung des Inhalts schließt Frank mit den programmatischen Worten:

Hans Bogner ist ein jüngerer Gelehrter aus der Kriegsgeneration. Sein Buch ist 1929 / 1930 erschienen, in der Zeit, wo die deutsche Demokratie von ihren Gegnern zur Entscheidungsschlacht herausgefordert wurde. (...) Bogner glaubt an die lebendige Kraft der Antike auch für die Gegenwart. (...) Indem Bogner seine Wissenschaftlichkeit aus den Fesseln des rein zünfti-

wurde er gegen den Widerstand der Fakultät nach Münster berufen; in der Erinnerung von Eberhardts Sohn spielte Alfred Bäumler die entscheidende Rolle. Zur Person und zur Berufung nach Münster s. Katja Fausser, *Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Historischen Institute der Universität Münster 1933–1945*, Münster 2000, 73–77.

¹¹⁵ Oppermann schreibt über Eberhardts Pamphlet immerhin: „Es ist eine sehr gute programmatische Stellungnahme, erfreulich vor allem die Ablehnung aller klassizistischen und historistischen Auffassungen, der Ernst des Versuches, vom nationalsozialistischen Standpunkt aus die Antike zu sehen.“ Dragendorff schreibt dazu am 22.5.1935: „Ähnlich steht es mit dem Aufsatz „Die Antike und wir“. Sie zeigt den Ernst des Versuches, vom Nationalsozialistischen Standpunkt aus die Antike zu sehen. Die Kategorien sind von Burkhardt, Nietzsche, Günther, Rosenberg übernommen. Es ist so eine gute Programmarbeit entstanden, die aber ebenfalls nicht zu einer neuen und völligen Bewältigung der Probleme führt, vor allem nicht in der Stellungnahme zu Rom. (...). Die Rezension der Schrift durch den erfolgreichen Konkurrenten Hans Bogner (Gnomon 12, 1936, 328f.) ist dagegen ungewöhnlich positiv und „programmatisch“. Bogner beginnt mit dem schwungvollen Satz: „Diese knappe Schrift, schon bedeutsam durch den Ort, an dem sie zuerst erschien, ist ein schönes Zeugnis für die Wiedergeburt der Antike, die sich heute im Zusammenhang mit der Wiedergeburt unseres Volkes vollzieht.“

¹¹⁶ Vgl. UAF B24/57: „Entwurf für die Gründung eines Instituts für Altertumskunde an der Universität Freiburg“. Aly macht hier durchaus lesenswerte Vorschläge zur Verbesserung interdisziplinärer Forschung; es versteht sich von selbst, daß er selbst sich für den am besten geeigneten Koordinator hielt (**Dokument V**).

¹¹⁷ „Aus der Arbeit der Dozentschaft“, in: *Freiburger Studentenzeitung*, 13. Juni 1935, Nr. 5, S. 4 (**Dokument VI**).

gen Fachinteresses löst, will er sie „fruchtbar und lebendig machen“ zur Beantwortung von Fragen, die „so brennend sind, daß sie uns heute fast schon verbrennen“. (...) Hans Bogner hat mit dieser Verbindung des politischen Willens und der wissenschaftlichen Zucht den Weg einer „politischen Wissenschaft“ gefunden. Er hat mit seinem Buch auf dem Gebiet der Althistorie denselben geistigen Umbruch vollzogen, der gleichzeitig auch anderen Teilabschnitten der Geschichtsschreibung und in anderen Disziplinen der Wissenschaft überhaupt sich Geltung errang.

Am 4. November 1935 kann Bogner, zunächst als Vertreter, seine erste Freiburger Vorlesung halten.¹¹⁸ Oppermann brachte sich vorsorglich mit einem heftigen Beitrag in der »Freiburger Studentenzeitung« über „Geschichte und Tradition“ in Erinnerung.¹¹⁹ Die erste charakteristische Spur, die Bogner als akademischer Lehrer hinterlassen hat, dürfte seine Förderung des Themas „Die Judenfrage im Altertum“ für den „Reichsberufswettkampf“ sein.¹²⁰ Erst im Dezember 1935 erhielt die Fakultät ein Gutachten von Johannes Stroux aus München, das die Berufung wohl ursprünglich absegnen sollte. Stroux schreibt über Bogners „Hauptwerk“ etwas anders als Walter Frank:¹²¹

(...) Vielleicht werden andere das Buch Bogners „Die verwirklichte Demokratie“, mit dem Untertitel „Die Lehren der Antike“ weit voranstellen. Aber dieses Buch trat seinerzeit ausdrücklich „nicht vornehmlich an den Fachgenossen“, sondern an jeden deutschen Volksgenossen heran, freilich zugleich mit dem Anspruch auf „alle wissenschaftliche Gründlichkeit.“ Diese wird niemand dem Buch abstreiten, aber sie besteht doch ersichtlich in der Verwertung der wissenschaftlichen vorhandenen Ergebnis zu einem neuen gegenwartsbezogenen politischen Bild. Eigentliche neue Forschung liegt ihm nicht zugrunde. (...) Mir scheint darnach dieses Buch gewiß ein gutes Zeugnis für Bogners allgemeine Einstellung zur griechischen Antike, aber kein rechtes Zeugnis für seine fachwissenschaftliche Bedeutung, die Methode seiner Forschung und die Art seiner wissenschaftlichen Fragestellung. (...) Die Frage, ob Bogner etwa

¹¹⁸ Die Vorlesung über Platons *Nomoi* wurde von 13 Hörern belegt (UAF B17/772).

¹¹⁹ Geschichte und Tradition, in: Freiburger Studentenzeitung, 3. Dezember 1935, Nr. 3, S. 2. Der Beitrag steht unter dem Motto „Was war, wissen wir, was sein wird, können wir wollen“ (**Dokument VI**)

¹²⁰ In der Freiburger Studenzeitung, 3. Dezember 1935, Nr. 3, S. 3, werden die Themen des „Reichsberufswettkampfes für die Kulturwissenschaftliche Fachschaft“ aufgelistet; darunter findet sich das Thema „Die Judenfrage im Altertum“. „Diese Arbeitsgemeinschaft will die in der Überschrift angedeutete, sehr umfangreiche und weitschichtige Frage in einer ganz bestimmten Art und Weise in Angriff nehmen. Als Ausgangspunkt dient ein großer Artikel über Antisemitismus im Altertum, der in einem der verbreitetsten und maßgebendsten Nachschlagewerk der Altertumswissenschaft erschienen ist. Sein Verfasser ist nicht nur ein Jude, sondern steht auch mit Überzeugung auf dem Boden des Judentums. Es wird also unsere Aufgabe sein, an der Hand dieser Darstellung auf die Quellen zurückzugreifen, uns aus ihnen ein eigenes Bild der Frage zu bilden und dieses Bild der Darstellung eines jüdischen Gelehrten gegenüberzustellen. (...)“. Der hier abgelehnte Gelehrte ist Isaac Heinemann, Verfasser des 1931 erschienenen Artikels „Antisemitismus“ in ‚Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft‘ (Suppl.bd. V, 1931, Sp. 3–43). Zum Reichsberufswettkampf s. Michael H. Kater, *The Reich Vocational Contest and Students of Higher Learning in Nazi Germany*, in: *Central European History* 7, 1974, 225–261; Michael Grüttner, *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn 1995, 331–341. Oppermanns Aufsatz in der *Historischen Zeitschrift* über „Volk, Geschichte, Dichtung“ (s. oben Anm. 18) ist in einer Arbeitsgemeinschaft für den „Berufswettkampf“ entstanden.

¹²¹ StAF C25/2, 61.

durch einen besonderen Lehrerfolg sich für ein Ordinariat auch abgesehen von den Publikationen ausgezeichnet habe, muß man ehrlicherweise verneinen.

Im Dezember 1935 eröffnete sich die vage Möglichkeit einer Berufung Bogners nach Rostock, doch Dragendorff hielt der Versuchung stand, den Kandidaten zu diesem Zweck übermäßig zu loben.¹²² Am Ende von Bogners erstem Semester erhält das Rektorat aus Karlsruhe die Aufforderung, über Bogners Erfolge in Freiburg zu berichten; diese Gelegenheit wurde benutzt, um am 11. Februar 1936 noch einmal die jetzt drohende formale Berufung Bogners zu verhindern:¹²³

Mündlicher Weisung gemäß lege ich den Bericht des Leiters der Studentenschaft¹²⁴ und ein bei Professor Dr. Stroux in München erhobenes Gutachten über die dozentischen Fähigkeiten des Dozenten Dr. Bogner vor. Nach diesen Berichten bin ich nicht in der Lage, mich für die Übertragung des Lehrstuhls für klassische Philologie an den Dozenten Dr. Bogner auszusprechen. Ich bitte daher im Einvernehmen mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät, den in der Freiburger Liste genannten Professor Dr. Snell zu berufen oder die Fakultät aufzufordern, ihre Liste zu ergänzen. Die Fakultät kann, wie der Dekan mitgeteilt hat, noch zwei Dozenten nennen, die sie dem Dozenten Dr. Bogner vorzieht.

Alle Bemühungen, Bogner zu verhindern, blieben vergeblich. Bachér schrieb aus Berlin:¹²⁵

„Die vorgelegten Gutachten der Studentenschaft der Univ. Freib. und des ordentlichen Professors Dr. Stroux bieten mir keinen ausreichenden Grund, der ablehnenden Stellungnahme des Rektors Prof. Dr. Kern beizupflichten, zumal mir von anderer wissenschaftlicher Seite eine durchaus günstige Beurteilung Bogners vorliegt, so daß ich an seiner Berufung für Freiburg festhalte. (Weitere Vertretung im SS 1936).“

Bogners Verankerung in Freiburg war jetzt nicht weiter aufzuhalten.¹²⁶ Im Juli 1936 wird die unbefristete Verlängerung der Vertretung, bis auf Widerruf, ausgesprochen. Im August beantragt Bogner, der immer noch in Gauting bei München wohnte, die Umzugskosten: „Ich muss annehmen, dass meine dauernde Verwendung in Freiburg beabsichtigt ist.“ Anfang September 1936 schließlich erhält er den Ruf nach Freiburg:¹²⁷

¹²² Am 27.12.1935 schreibt er an den Rektor von Rostock: „Einen der Universität Rostock dienlichen Bericht über den Dozent Dr. Bogner zu geben, bin ich kaum in der Lage. Wir haben es vor anderthalb Jahren und erneut im August 1935 abgelehnt, Herrn Bogner auf unsere Vorschlagsliste für die Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Klassische Philologie zu setzen. Herr Bogner versieht im Auftrag des Herrn Reichsministers den Lehrstuhl vertretungsweise für dieses WS. Ich suche mir z. Zt. ein abschliessendes Urteil über ihn zu bilden, was mir in den wenigen Wochen seiner bisherigen hiesigen Tätigkeit noch nicht möglich war, da die Urteile anderer über ihn, auch aus dem Kreise seiner Zuhörer, stark auseinandergehen. Persönlich tritt er nicht hervor“ (UAF B3/317).

¹²³ StAF C25/2, 61.

¹²⁴ S. unten Anm. 128.

¹²⁵ StAF C25/2, 61.

¹²⁶ Am 12.6.1936 bildete die Fakultät unter Dekan Oppermann eine Kommission zur Begutachtung von Bogners bisheriger Lehrtätigkeit; Mitglieder waren neben dem Dekan noch Dragendorff, Heidegger, Hoops und Kolbe. (Protokollbuch der philos. Fakultät UAF B3/798).

¹²⁷ Brief Fehrles vom 3.9.1936 (StAF C25/2, 61).

Sehr geehrter Herr Doktor! Mit Ermächtigung des Herrn Referenten im Reichserziehungsmi-
nisterium beehre ich mich im Auftrage meines Herrn Ministers Ihnen den von Ihnen bisher
vertretungsweise versehenen Lehrstuhl für klassische Philologie an der Univ. Freiburg zum
Wintersemester 1936/37 anzubieten.

Bogner war, anders als Oppermann, ein ausgesprochen schlechter akademischer Lehrer; noch
die wohlwollenden „Kameraden“ der Fachschaft hatten Schwierigkeiten, etwas Günstiges zu
sagen.¹²⁸ Neben den konventionellen, schwach besuchten Lehrveranstaltungen kündigte er
zusammen mit Aly und Oppermann auch „aktuelle“ Themen an, die allerdings noch schwä-
cher besucht waren.¹²⁹ Wichtiger als solche Veranstaltungen waren die Auftritte Bogners au-
ßerhalb der Universität. Bogner ist wie wenige andere Altertumswissenschaftler ein Beispiel
für die Instrumentalisierung der Forschung für die antisemitische Politik des Dritten Reiches.
Bogner entsprach durchaus den Erwartungen, die die Partei hatte. Er ist einer der ganz weni-
gen Altertumswissenschaftler, der in seinen Publikationen seinen Antisemitismus ganz offen
zeigt. Im November 1936 – also nach Bogners Berufung – fand die erste Tagung von Walter
Franks neuem „Reichsinstitut zur Erforschung der Judenfrage“ statt.¹³⁰ Frank brauchte für
diese erste Tagung unbedingt auch Beiträge für die Epoche des Altertums. Die antisemitische
Erforschung der Antike war in diesen Jahren eher die Domäne der Theologie, wobei Gerhard
Kittel aus Tübingen an erster Stelle zu nennen ist.¹³¹ Für die „Alte Geschichte“ im engeren
Sinne durfte der Klassische Philologe Bogner sprechen, für Walter Frank ja ohnehin einer der

¹²⁸ Der Leiter der Freiburger Studentenschaft schreibt am 15.1.1935: „Von der Seite seiner Schüler
wird die wissenschaftliche Leistung voll anerkannt, die in der allwöchentlichen Arbeitsbesprechung
des gesamten Philologischen Seminars zu Tage tritt. Dagegen sind die Studenten mit seinem Seminar
und vor allem mit seinen Vorlesungen nicht zufrieden. Beides sei sehr trocken und böte ihnen wenig
Neues. Jedoch versteht es Dr. Bogner, wissenschaftlich exakt zu arbeiten und diese Tatsache wird
auch allgemein bestätigt“ (StAF C25/2, 61). In München war es vorher nicht anders: „Bogner ist sehr
zuverlässig und gewissenhaft, steht wissenschaftlich durchaus auf der Höhe, ist aber leider pädago-
gisch etwas ungeschickt und unbeholfen, sodass er bedauerlicher Weise auf die Hörer wenig beeindr-
ckend wirkt. Eine persönliche Fühlungnahme mit ihm ist infolge seiner Veranlagung sehr schwer, aber
doch nicht unmöglich.“ (Brief des Leiters der Kulturwissenschaftlichen Fachschaft der Universität
München an die Studentenschaft der Universität Freiburg vom 7.1.1936; UAF B24/343).

¹²⁹ Hellas, Rom, Deutschland (gemeinsame Besprechung von Neuerscheinungen. pr., gr. Fr. 20–22
(verlegbar). Aly, Bogner, Oppermann (WS 1938/39): in der Quästurakte Alys (UAF B17/726) ist ein
einzigster Teilnehmer verzeichnet, bei Oppermann (UAF B17/711) zwei Teilnehmer; Arbeitsgemein-
schaft: Richard Wagner und die griechische Tragödie (Ring des Nibelungen, Prometheus-Trilogie.
Aly, Bogner, Oppermann. (SS 1939); die Arbeitsgemeinschaft: Richard Wagner und die griechische
Tragödie. Aly, Bogner, Oppermann. (WS 1939/40) ist wegen der Schließung der Universität bis
Weihnachten 1939 offenbar ausgefallen. Alys Übung über „Rassenkunde der Griechen und Römer“
im WS 1935/36 hatte immerhin 15 Teilnehmer (UAF B17/726).

¹³⁰ Vgl. dazu Patricia von Papen, „Scholarly“ antisemitism during the Third Reich. The Reichsinstitut's
research on the „Jewish question“, 1935–1945, Columbia Univ. Ph. D. 1999.

¹³¹ Vgl. Leonore Siegele-Wenschkewitz, Protestantische Universitätstheologie und Rassenideologie
in der Zeit des Nationalsozialismus. Gerhard Kittels Vortrag „Die Entstehung des Judentums und die

wenigen, die die neue Zeit „begriffen“ hatten. Akademisch vertiefter Antisemitismus war für Bogner selbstverständlich. Was er in seinem Vortrag über „Die Judenfrage in der griechisch-römischen Welt“ inhaltlich bringt, ist wissenschaftlich belanglos, aber bedrohlich eben durch den politischen Zusammenhang, in dem er sein Thema abarbeitet.¹³² Die rassistische Betrachtung der Alten Geschichte ist damals keine Spezialität Bogners; was ihn allerdings von anderen Autoren unterscheidet, ist die stärkere Einbindung in einen konkreten politischen Zusammenhang. Wir lesen schwülstige Formulierungen von der Möglichkeit gerade der „nordischen“ Deutschen, die ebenfalls „nordische“ griechisch-römische Antike auch in tieferen Fragen zu verstehen, die sich dem strengen Beweis entziehen.¹³³ Die Juden sind die ganz anderen, die Artfremden, die sich der Hellenisierung entziehen. Besonders schwierig sind die Diasporajuden, die „eine tiefere Bindung an ihr Wirtsvolk nicht kannten und nur die Wahrung ihrer Sonderinteressen im Auge hatten“.¹³⁴ Liberalität erweist sich als sinnlos: „Je toleranter man die Juden behandelte, desto intoleranter zeigten sie sich selbst“.¹³⁵ In den *Oracula Sibyllina* findet Bogner „jüdische Haß- und Rachgefühle, Träume von Weltherrschaft und fast kommunistisch gefärbte Zukunftsbilder“.¹³⁶ Was heute bloß unangenehm zu lesen ist, hatte im Jahre 1936 ein ganz anderes Gewicht: Die Nürnberger Gesetze waren gerade vor einem Jahr in Kraft gesetzt worden. Bogner schließt mit einem Blick in die deutsche Gegenwart: „Wir sprachen von der Auseinandersetzung hellenischen und jüdischen Geistes in grauer Vergangenheit; aber ist sie nicht noch Gegenwart?“¹³⁷

Die Krönung von Oppermanns Freiburger Tätigkeit war die Ernennung zum Dekan der Philosophischen Fakultät als Nachfolger Dragendorffs mit Schreiben vom 27. Mai 1936.¹³⁸ Hier hat er, nach dem Zeugnis Gerhard Ritters, in eindeutiger Weise als Vertreter der Partei zu wirken versucht.¹³⁹ Ideologisch machte er aus seiner Gefolgschaft für Alfred Rosenberg kein Ge-

Entstehung der Judenfrage“ von 1936, in: Günter Brakelmann (Hrsg.), *Antisemitismus*, Göttingen 1989, 52–75.

¹³² Die Judenfrage in der griechisch-römischen Welt, in: *Forschungen zur Judenfrage*. Band 1. Sitzungsberichte der Ersten Arbeitstagung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands vom 19. bis 21 November 1936, Hamburg (Hanseatische Verlagsanstalt) 1937, 81–91.

¹³³ Ebd., 83.

¹³⁴ Ebd., 86.

¹³⁵ Ebd., 87.

¹³⁶ Ebd., 89.

¹³⁷ Ebd., 91.

¹³⁸ Vgl. UAF B3/1642.

¹³⁹ Siehe *Selbstzeugnis 4* in diesem Band.

heimnis.¹⁴⁰ Eine der ersten Aufgaben Oppermanns wurde wohl der Schriftwechsel um die endgültige Berufung Bogners.¹⁴¹ Als der politisch sehr „aktive“ Archäologe Werner Technau im Zusammenhang seiner Bewerbung um den archäologischen Lehrstuhl in Würzburg durch eine ungeschickte Äußerung über Dragendorff in große persönliche Schwierigkeiten geriet, tat Oppermann sein Bestes, um Technau, der ihm aus der Arbeit in der „Kulturwissenschaftlichen Fachschaft“ bekannt war, zu helfen.¹⁴² Ein Beispiel für seine bewußte Förderung des parteinahen Nachwuchses ist die Einstellung von Robert Böhme als Assistenten, der sich bereits in Heidelberg als Nationalsozialist profiliert hatte; vor seiner Einstellung in Freiburg war er einige Zeit im hauptamtlichen Dienst der SS in Stuttgart und in Leipzig.¹⁴³ Oppermanns

¹⁴⁰ Oppermann zitiert Rosenberg wohlwollend in seinen Beiträgen für die „Freiburger Studentenzeitung“. Mit einiger Sicherheit dürfte er am 16.10.1937 unter den nach offiziellen Angaben 50.000 (!) Hörern der Rede Alfred Rosenbergs auf dem Münsterplatz in Freiburg gewesen sein; vgl. dazu Hugo Ott, Alfred Rosenbergs Großkundgebung auf dem Freiburger Münsterplatz am 16. Oktober 1937, in: Freiburger Diözesan-Archiv 107, 1987, 303–319. Bis zum Ende gehörte er der – in ihrer genauen Zusammensetzung m. W. nicht bekannten – „Reichslehrgemeinschaft Rosenberg“ an (vgl. Malitz, wie Anm. 36), 538 Anm. 117.

¹⁴¹ In einem gutachtlichen Schreiben an den Rektor vom 29.6.1936 ist er durchaus zurückhaltend: „(...) Der Kleisthenes-Aufsatz erklärt anregend die attische Tragödie als Ausdruck innerer Spannungen des attischen Staates und Volkes und bringt kurze Interpretationen einzelner Tragödien. Zur Frage des Bildungswertes des griechisch-römischen Altertums im heutigen Deutschland hat B. in dem Vortrag „Die Bedeutung der Antike im nationalsozialistischen Geschichtsunterricht“ Stellung genommen, der eine Reihe neuer, selbständiger und durchdachter Gesichtspunkte bietet. Umfangreicher ist der Teil der Produktion Bogners, der sich an ein breiteres Publikum wendet. Hier stehen im Vordergrund die beiden Bücher „Die Bildung der politischen Elite“ (Oldenburg 1932) und „Die verwirklichte Demokratie“ (Hamburg 1930). Ersteres nimmt nur am Rande zu Fragen des Altertums Stellung, zeigt aber Bogners weite Bildung, vor allem eine gute Kenntnis der deutschen Philosophie, Geistesgeschichte und politischen Entwicklung. Das Demokratie-Buch, bisher Bogners umfangreichste Leistung, ist von der wissenschaftlichen Kritik zum größten Teil angefochten worden. Es will nicht eine wissenschaftliche historische Darstellung im objektivistischen (sic) Sinne sein, sondern am Beispiel Athens Wesenszüge der Demokratie aufzeigen und so dem politischen Kampf des Tages dienen. Um das zu erreichen, hat B. eine Reihe von Konstruktionen, Vereinfachungen und Gleichsetzungen vorgenommen, die strenger wissenschaftlicher Kritik nicht immer standhalten. Doch zeigt sich hier ein für B. charakteristisches Streben, seine Wissenschaft zu unmittelbarer lebendiger Wirkung zu bringen, ein Versuch, der um so mehr Achtung verdient, als er in einer Zeit unternommen wurde, die der politischen Tendenz des Buches durchaus feindlich gegenüberstand. (...) Bogners Lehrtätigkeit in Freiburg war im ersten Semester nicht erfolgreich. (...) (...) Zugleich hat sich die Situation seit den Berufungsvorschlägen der Fakultät im Sommer 1934 völlig verändert. Nach Ablehnung der damaligen Vorschläge ist die Fakultät nicht in der Lage, andere positive Vorschläge zu machen. Unter diesen Umständen hält sie ihren Widerstand gegen eine Berufung Bogners nicht mehr aufrecht“ (UAF B1/1257).

¹⁴² Vgl. UAF B3/738 (Personalakte Werner Technau). Oppermann nutzte seine persönlichen Kontakte zu dem Würzburger Dekan, dem immer noch in Freiburg wohnenden Anglisten Rudolf Kapp, um Technau zu helfen, der Dragendorff als „Ur- und Ehrengreis“ bezeichnet hatte. Zu Kapp s. den Beitrag von Hausmann (insbes. Anm. 9) in diesem Band; zur Angelegenheit auch den Beitrag Wirbelauer (insbes. Anm. ###) in diesem Band.

¹⁴³ Oppermann stellte am 27.1.1936 den Antrag, nach dem Auslaufen des Vertrages von Franz Doll zum 31.3.1936 Robert Böhme einzustellen (vgl. UAF B24/322). Geboren am 13.2.1911, wurde Böhme im November 1934 an der Universität Heidelberg promoviert. Dort war er einer der studentischen

parteiamtliche Tätigkeit in der Öffentlichkeit kam niemals zu kurz. In seine Dekanatszeit, in der er gelegentlich auch in SA-Uniform auftrat,¹⁴⁴ fallen sehr „programmatische“ Vorträge über Erasmus,¹⁴⁵ über Horaz,¹⁴⁶ über die neuesten Reformen des Schulwesens,¹⁴⁷ über die „weltanschauliche Ausrichtung der Geisteswissenschaften“¹⁴⁸ und über Arminius.¹⁴⁹ Im Sommer

Aktivisten bei den Klassischen Philologen und Leiter der Fachschaft; Böhme war damit aktiv in einer Zeit, in der Hermann Gundert erhebliche Schwierigkeiten mit politischen Stellen hatte (s. dazu Anm. 198). „Ende Februar 1933 trat ich in die Partei und Ende April 1933 in die SA ein. Bis Mai 1935 war ich auch als Amtsleiter in Studentenschaft und Studentenbund tätig. Seitdem stehe ich hauptamtlich im Dienst der SS und zwar zuerst in Stuttgart, bis ich im November 1935 nach Leipzig versetzt wurde. Ende März 1936 scheidet mich aus dem hauptamtlichen Dienst aus.“

Gustav Adolf Scheel schreibt in einem Gutachten vom März 1936: „Böhme war der einzige, unter den Studenten der Altphilologie an der Universität Heidelberg, von dem man sagen kann, daß er auch wirklich ernsthaft bemüht war, die Belange des Nationalsozialismus auch auf diesem Gebiet zu vertreten. Etwas nachteilig wirkte allerdings hierbei seine fast sture Einstellung zu Stephan George, die ihn des öfteren in etwas schwierige Situationen bringen mußte. Ob Böhme sich für eine spätere Dozentenlaufbahn eignet, müßte er deshalb im Verlaufe seiner Assistentenzeit beweisen“ (Generallandesarchiv Karlsruhe 235–7837). Oppermann begründet Böhmes Einstellung als Assistent mit folgenden Worten: „Böhmes Dissertation über die Bedeutung des Prooimion in der älteren griechischen Epik zeigt, daß Herr Böhme ernstlich und mit großem Erfolg bemüht ist, die bildenden Werte der Antike für den heutigen Deutschen herauszuarbeiten. Dieser Charakter der Arbeit hat auch zur Folge gehabt, daß sie zum Abdruck in der von der Deutschen Studentenschaft herausgegebenen Reihe „Front junge Wissenschaft“ angenommen ist, wo sie im Laufe des Jahres 1936 erscheinen soll“ (erschienen: Das Prooimion, eine Form sakraler Dichtung der Griechen, Bühl 1937).

Böhme hielt schwach besuchte Lehrveranstaltungen ab (vgl. die Quästurakte UAF B17/771) und ließ sich dann für einen Studienaufenthalt in Griechenland beurlauben. Ein bezeichnendes Ergebnis seiner dortigen Studien ist der von rassistischen Vorstellungen geprägte Bericht über das Griechenland der Gegenwart, den er am 14.11.1939 beim Rektorat einreichte: „Da ihm jedes menschliche Ranggefühl fehlt, ist der Grieche von Natur Demokrat“ (StAF C25/8, 39). Am 6.6.1940 findet sein Habilitationskolloquium statt. Thema der sonst nicht bekannten Habilitationsschrift war die „aischyleische Tragödie“ (vgl. das Protokollbuch der Philosophischen Fakultät zum 3.6.1940; UAF B3/798). Bogner hatte ihn als Habilitand ausdrücklich empfohlen: „Hierbei ist auch seine politische Zuverlässigkeit und Aufgeschlossenheit hervorzuheben.“ Am 5.5.1943 wurde er zum Dozenten an der Universität Wien ernannt (vgl. Gnomon 19, 1943, 224). Im Dezember 1949 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück und versuchte vom südbadischen Kandern aus, eine Wiederverwendung an der Universität Freiburg zu erreichen. Der Dekan der philos. Fakultät schrieb am 25.8.1953 einen ungewöhnlich deutlichen Brief zu diesem Thema: „Die Fakultät wünscht dringend, in keine neuen Beziehungen irgendwelcher Art zu ihm zu treten“ (UAF B24/322). Böhme starb am 31.12.1997 (Gnomon 70, 1998, 286).

¹⁴⁴ Vgl. den Hinweis im Beitrag Grün in diesem Band.

¹⁴⁵ Erasmus der Humanist. Zum Gedenktag und zu den Feiern, in: Freiburger Studentenzeitung, 15. Mai 1935, Nr. 3, S. 3 (**Dokument VIII**).

¹⁴⁶ Dichtung und Volk. Zum 2000. Geburtstag des Römers Horaz, in: Freiburger Studentenzeitung, 9. Dezember 1936, Nr. 3, S. 3 (**Dokument IX**).

¹⁴⁷ Neuordnung des höheren Schulwesens, in: Freiburger Studentenzeitung, 15. Januar 1937, Nr. 5, S. 1 (**Dokument X**).

¹⁴⁸ Am 4.2.1937 berichtete »Der Alemanne. Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens« über einen Vortrag Oppermanns mit dem Titel „Weltanschauliche Ausrichtung der Geisteswissenschaften, aufgezeigt an der Philologie“ (Abendausgabe, S. 3): „Professor Oppermann forderte also auch für die Wissenschaft vom Altertum eine Ausrichtung nach den Grundlehren der Rassenkunde. Diese aber wollte er nicht im rein naturwissenschaftlichen Sinne verstanden wissen: Es genügt nicht, allein nach der leiblichen Existenz der Griechen und Römer zu fragen und damit die organisch natürlichen Bin-

1936 war er Redner auf dem „Schulungskurs der Fachschaft Alte Sprachen des NSLB Gau Baden“.¹⁵⁰ Die Arbeit mit der Kulturwissenschaftlichen Fachschaft hat damals wohl Aly übernehmen dürfen, der im Sommersemester 1936 eine schwülstige Rede auf dem „Kameradschaftsabend“ der Fachschaft hielt, die dann in der »Freiburger Studentenzeitung« abgedruckt wurde.¹⁵¹

Oppermanns Dekanat endete vorzeitig am 24. September 1937 durch eine schriftliche Erklärung des Rektors Metz; Auslöser dieser für Oppermann sicher völlig unerwarteten Entwicklung war ein Streit über die Besetzung des musikwissenschaftlichen Lehrstuhls, in der Oppermann, anders als Metz, die Universität nicht als „Universität des alemannischen Raumes“, sondern als „Grenzuniversität“ mit „gesamtdeutschen Interessen“ gestalten wollte.¹⁵² Oppermanns politisches Engagement war dadurch aber nicht abgekühlt. Für den Reichsparteitag vom September 1938 half er bei der Vorbereitung der Ausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten“ mit.¹⁵³ In diesen Jahren beteiligte er sich auch an der Umgestaltung der Lehrpläne und hatte dadurch direkten Kontakt mit Minister Rust.¹⁵⁴ Oppermanns ideologischer Ehrgeiz war in diesen Jahren offensichtlich ungebremst. Sobald er von der Möglichkeit gehört hatte, daß vielleicht an der neuen Universität Posen ein Lehrstuhl für Klassische Philologie einge-

dungen festzustellen, die uns mit den klassischen Völkern verknüpfen. Ihre nordische Substanz muß vielmehr auch in ihrem Charakter, in ihrem geschichtlichen Handeln und Reden gezeigt werden können. Damit aber wird ein Volk, aus der Vergangenheit kommend und in die Zukunft weisend, als eine geschichtliche Größe begriffen: und eben diese Spannung von rassisch blutmäßiger Nähe und geschichtlichem Abstand macht unser Verhältnis zur alten Welt immer wieder so fruchtbar und reich. Hier kann vor allem die Beschäftigung mit römischer Dichtung und Geschichte echte politische Kräfte in uns wecken: die Gestalt des Aeneas, wie Vergil sie vor uns hinstellt, verkörpert den politisch Handelnden in seiner Bindung an Vergangenheit und Zukunft, als einen Hüter der Gemeinschaft seines Volkes; und das Bewußtsein dieser Bindungen ist in allen Äußerungen des echten römischen Geistes lebendig.“

¹⁴⁹ „Arminius“, in: Freiburger Studentenzeitung, 25. Mai 1937, Nr. 2, S. 3 (**Dokument XI**).

¹⁵⁰ Vgl. den entsprechenden Urlaubsantrag (UAF B3/1642).

¹⁵¹ „Ein Lager ! Pg. Aly spricht zu den Kulturwissenschaftlern“, in: Freiburger Studentenzeitung, 4. Juni 1936, Nr. 4, S. 2 (**Dokument XII**).

¹⁵² Vgl. den Brief von Rektor Friedrich Metz vom 24.3.1937 an Oppermann (UAF B1/3684); ich danke Bernd Grün für diesen Hinweis.

¹⁵³ Das „Amt Schrifttumspflege“ forderte ihn zur Mitarbeit bei den wissenschaftlichen Vorarbeiten für die Abteilung „Rom“ der unter diesem Motto geplanten Ausstellung auf (vgl. den Brief vom 8.8.1938, UAF B3/1642). Die Ausstellung wurde dann in einem Buch dokumentiert: Europa und der Osten, hrsg. von Reichsamtsleiter Hans Hagemeyer und Reichsamtsleiter Dr. Georg Leibbrant, München (Hoheneichen-Verlag). Oppermanns Name wird nicht genannt, doch ist seine Urheberschaft mindestens der Abschnitte zur römischen Geschichte (43–71) ganz offensichtlich; das Werk huldigt dem Kult der „wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit“; vgl. das Vorwort, S. X.

¹⁵⁴ Vgl. „Neuordnung des höheren Schulwesens“, in: Freiburger Studentenzeitung, 15. Januar 1937, Nr. 5, S. 1; „Neuordnung des höheren Schulwesens und Altertumswissenschaft“, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 13, 1937, 263–273. Minister Rust: s. die folgende Anm.

richtet würde, wandte er sich an Minister Rust mit einem Bewerbungsschreiben, das allerdings sehr unverbindlich behandelt wurde.¹⁵⁵ An dem von Helmut Berve organisierten „Kriegseinsatz der Altertumswissenschaften« nahmen Oppermann und Bogner selbstverständlich teil, mit den von ihnen zu erwartenden Beiträgen über die griechische Tragödie und Horaz.¹⁵⁶

Bogner fiel es offensichtlich schwer, neben seinem energischen Kollegen ein eigenes Profil zu gewinnen; er hatte jedenfalls seine Rolle als Mitstreiter Walter Franks, der ihn in seiner Eigenschaft als „Althistoriker“ im November 1937 in den Beirat seines Reichsinstituts aufgenommen hatte.¹⁵⁷ Schon im Juli 1937 durfte Bogner auf dem Erfurter Historikertag im Auftrag Franks über »Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung« referieren.¹⁵⁸ 1938 nahm er als „Beobachter“ am 8. Internationalen Historikerkongreß in Zürich

¹⁵⁵ „Sehr verehrter Herr Reichsminister! Im Januar 1938 hatte ich die Ehre, Ihnen anlässlich der Abfassung der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen einige Gedanken über den Unterricht in Latein vortragen zu dürfen. Das gütige Interesse, das Sie damals meinen Ausführungen schenken, ermutigt mich zu einer persönlichen Bitte. Ich bin, wie Sie wissen, Professor für klassische Philologie, in der Hauptsache Lateinisch, an der Universität Freiburg/Br. Immer wieder höre ich nun, daß die Absicht besteht, im Generalgouvernement eine deutsche Universität zu errichten. Ich kann mir keine schönere Aufgabe denken, als an einer solchen zu wirken. Aber auch eine andere, meiner Ausbildung oder meinen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit, etwa in der Unterrichtsverwaltung des Generalgouvernements od. ähnl., würde meinen Wünschen entsprechen, die nur das Ziel haben, an einen Posten gestellt zu werden, der größere Leistungen verlangt und verantwortungsvollere Aufgaben stellt, als es bei einem normalen Lehrstuhl der Fall ist. Einige mir bekannt gewordene Fälle veranlassen mich auch, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß ich nicht daran denke, durch eine solche Meldung eine u. k. Stellung zu erreichen. Ich möchte bis zum Siege bei der Truppe und an der Front sein. Aber ich befürchte, wenn ich mit meiner Meldung warte, zu spät zu kommen und eine Möglichkeit zu versäumen, mich mit allen Kräften an einer besonderen Aufgabe für dem Führer und das nationalsozialistische Deutschland einzusetzen. Ich habe deshalb ein entsprechendes Gesuch an das Generalgouvernement Krakau, Abteilung Erziehung und Unterricht, gerichtet. Wenn Sie, sehr verehrter Herr Reichsminister, dieses Gesuch unterstützen oder mir einen anderen Weg zur Erreichung meines Zieles weisen könnten, wäre ich Ihnen zu tiefem Danke verpflichtet. Heil Hitler ! Ihr sehr ergebener H. O. (Brief vom 7.4.1940, Bundesarchiv Koblenz).

¹⁵⁶ Hans Bogner, Die Bedeutung des Chors in der Tragödie des Aischylos, in: Das Neue Bild der Antike, Leipzig 1942, Bd. I, 172–193; Hans Oppermann, Horaz. Dichtung und Staat, ebd. Bd. II, 265–295. Bogner sollte (übrigens zusammen mit Pfister) noch 1943 im Rahmen des indogermanistischen „Kriegseinsatz“ für den Band „Lebensmächte und Wesen des Indogermanentums“ als Beiträger gewonnen werden; vgl. dazu Horst Junginger. Von der philologischen zur völkischen Religionswissenschaft. Das Fach Religionsgeschichte an der Universität Tübingen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Dritten Reiches, Stuttgart 1999, 236 Anm. 12.

¹⁵⁷ Vgl. Heiber (s. Anm. 72), 605. Im Jahre 1938 bat Frank ihn, bei der Beerdigung Ludwig Schemanns zu sprechen, einem damals sehr bekannten „Anthropologen“ und „Rasseforscher“. Bei den offiziellen Trauerfeiern für den Freiburger Ehrenbürger wird Bogner nur als Teilnehmer genannt (UAF B1/4734). Im Nachruf Walter Franks auf Schemann, den „wahrhaft universalen Geist“, wird Bogners „ehrender Nachruf“ am Grab des „völkischen Kämpfers“ zitiert (vgl. Historische Zeitschrift 158, 1938, 217f.).

¹⁵⁸ Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung, Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands) (28 S.). Walter

teil.¹⁵⁹ Für ein Dekanat kam er aufgrund seiner Persönlichkeit wohl auch nach dem Urteil wohlwollender Betrachter nie in Frage. Trotz aller Vorbehalte, die man gegen ihn hatte, stellte die Fakultät allerdings am 22. Februar 1940 den Antrag, Bogners Position aufzuwerten.¹⁶⁰ Noch im Sommer 1940 wurde Oppermann, der damals zur Wehrmacht eingezogen worden war, von der Sorge umgetrieben, daß dadurch seine Stelle im Vergleich zur Position Bogners abgewertet werden könne.¹⁶¹ Ein gemeinsames Freiburger Unternehmen der beiden wurde die Konzeption der Reihe „Hellenen und Römer in deutscher Gegenwart und Zukunft“.¹⁶²

Frank versah die gedruckte Fassung mit einem schwungvollen Vorwort: „Das Streben, aus einer streng wissenschaftlichen Erkenntnis der antiken Geschichte auch politische Einsicht für unsere Zeit zu gewinnen, hat Hans Bogner bereits meisterhaft verwirklicht, als er uns im Jahre 1930 in seinem Buch über „Die verwirklichte Demokratie“ die „Lehren der Antike“ deutlich machte. Die auf dem Erfurter Historikertag gehaltene Rede über Thukydides ist ein neuer wertvoller Beitrag zu solcher Art lebendiger Forschung.“ Bogner hatte mit seinem Vortrag keinen besonderen Erfolg; vgl. Peter Schumann, Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse, phil. Diss. Marburg 1974, 419f.

¹⁵⁹ Vgl. seinen kurzen Bericht „8. Internationaler Kongreß für Geschichtswissenschaft, Zürich, 28. August bis 3. September 1938, in: *Klio* 31, 1938, 444f.; in einem schriftlichen Bericht an Walter Frank denunzierte er Gerhard Ritters Kritik an einem Luther-Vortrag Otto Scheels als „besonders perfid“; Heiber (s. Anm. 72), 554. Zum Zusammenhang s. auch Klaus Schwabe, *Geschichtswissenschaft als Oppositionswissenschaft im Nationalsozialistischen Deutschland. Gerhard Ritter und das „Reichsinstitut für Geschichte des Neuen Deutschland“*, in: *Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2003, 82–95.

¹⁶⁰ „Da Professor Bogner sich in den vergangenen 6 Semestern als eindringlicher und gründlicher Lehrer seines Fachs erwiesen hat, zugleich seit langem als Forscher bewährt ist, bittet die Fakultät hiermit, ihn zum planm. Inhaber der Professur zu machen.“ Der Antrag ist von Dekan Schuchhardt unterschrieben (UAF B24/343).

¹⁶¹ Aus einem in Frankreich geschriebenen Brief vom 2.6.1940: „Ich bin nicht nur der dienstältere, ich glaube auch, daß ich in wissenschaftlichen und unterrichtlichen Leistungen den Vergleich mit Kollegen, die etwa gleichzeitig mit mir a. o. wurden und schon seit 1 Jahre o. Prof. sind, z. B. Burck in Kiel, nicht zu scheuen brauche. Aber ich will nicht von mir reden. Im Interesse meines Lehrstuhls und meines Faches – die Bedeutung des Latein ist durch die Reform des höheren Schulwesens noch gestiegen – muß ich darauf bestehen, daß Fach und Lehrstuhl nicht schlechter behandelt werden als die nächststehenden Fächer. Eine Nichtberücksichtigung wäre eine unerträgliche Zurücksetzung meines Faches.“ (UAF B24/343)

¹⁶² Als erster Band dieser neuen Reihe erschien die Studie von Erdmann Struck, *Bedeutungslehre. Grundzüge einer lateinischen und griechischen Semasiologie*, Berlin 1940. Im Vorwort wird Bruno Snell als wichtigster Förderer der Arbeit genannt. „Herr Prof. Dr. Oppermann hat zeitweise die Korrekturbogen in einer Feuerstellung des Westwalls gelesen“. Die zu Beginn der Arbeit vorgestellte Konzeption der Reihe steht in einem eigentümlichen Mißverhältnis zum rein sprachwissenschaftlichen Charakter von Strucks Studie: „Herausgeber und Verfasser sind von der Überzeugung geleitet, daß die Auffassung des klassischen Altertums, die von der fragwürdigen und in ihren Voraussetzungen überholten Ideologie des dritten Humanismus bestimmt war, im erneuerten Deutschland keine Daseinsberechtigung mehr hat, daß aber die wirklichen Griechen und Römer wegen ihrer rassistischen Anlage, ihres geschichtlichen Schicksals und ihrer politischen und kulturellen Leistungen wie dazu bestimmt und geschaffen sind, im nationalsozialistischen Reich ein unersetzliches tragendes Element der Jugendbildung und des geistigen Lebens der Nation darzustellen. Das geschichtliche Erleben der Gegenwart macht sie uns in ihrem inneren Wesen erst verständlich, und umgekehrt erleichtern sie uns den Zugang zu unseren eigenen unentstellten Ursprüngen und Grundlagen.“

III.

Ende Januar 1941 wurden die beiden an die „Reichsuniversität Straßburg“ berufen.¹⁶³ Aus dem erhaltenen Schriftwechsel wird deutlich, wie froh die Fakultät war, Hans Bogner loszuwerden – er machte auch aus seiner Enttäuschung kein Hehl, daß in Freiburg niemand auf die Idee gekommen war, ihn zu fragen, ob er nicht vielleicht doch bleiben wolle.¹⁶⁴ Der Abschied von Oppermann liest sich in den erhaltenen Akten etwas herzlicher. In der damals „günstigen“ Kriegslage war ja nicht auszuschließen, daß Straßburg einmal wichtiger werden könne als Freiburg.¹⁶⁵

Die führenden Mitglieder der Fakultät, an ihrer Spitze Schuchhardt als Dekan, waren sich einig, daß sich eine Berufung von Männern wie Bogner und Oppermann nicht wiederholen dürfe. Als Fachberater der Reichsdozentenführung wollten die beiden Straßburger Professoren allerdings unbedingt mitreden.¹⁶⁶ Das ganz persönliche Interesse von Wolfgang Aly an der Zukunft der Freiburger Klassischen Philologie machte die Gespräche sicher auch nicht leichter. Ein Abschiedsgeschenk Oppermanns an Aly war deshalb der Antrag, ihm ein persönliches Ordinariat in Form eines etatmäßigen Extraordinariats für lateinische Sprache zu verschaffen; die Fakultät schloß sich der Initiative an.¹⁶⁷

Schuchhardt sorgte bereits unmittelbar nach der Nachricht von Oppermanns und Bogners Berufung nach Straßburg, am 20. Februar 1941, für eine Besprechung der Berufungskommission im „kleinen Kreis“, ohne den Dozentenbundsführer Steinke zu informieren. Von den beiden Wegberufenen sofort unterrichtet, führte Steinke noch am selben Abend des 20. Februar 1941 gegenüber Schuchhardt energisch Beschwerde über dieses Verfahren.¹⁶⁸

Die erste offizielle Sitzung der Kommission fand am 12. März 1941 statt; Oppermann und Bogner, die noch in Freiburg wohnten, waren nicht eingeladen. Die heftige Beschwerde Steinkes über den „Ausschluss“ der beiden prallte an der geschickten Geschäftsführung des

¹⁶³ Vgl. dazu den Bestand UAF B3/316. S. auch die Notiz im Gnomon 17, 1941, 144.

¹⁶⁴ Vgl. seinen Brief an den Rektor vom 25.2.1941 (UAF B1/1256).

¹⁶⁵ Der Rektor schreibt Oppermann am 21.2.1941: „Angesichts der Pläne, die dem Aufbau von Straßburg zugrunde liegen, müssen wir Freiburger, wie auch die anderen Universitäten im Reich, mit gebundenen Händen schweigend zusehen, wenn uns Männer für die neue Aufgabe in Straßburg weggeholt werden. So kann ich auch nur inoffiziell und persönlich mein Bedauern zum Ausdruck bringen, dass Sie uns verloren gehen.“

¹⁶⁶ Diese Funktion Oppermanns und Bogners wird im Schreiben Steinkes vom 13.3.1941 zur Unterstreichung ihrer Bedeutung erwähnt (UAF B3/316).

¹⁶⁷ Vgl. den Brief Schuchhardts an Aly vom 25.4.1941 (UAF B3/316).

¹⁶⁸ UAF B3/316.

Dekans ab, der einfach zur Abstimmung brachte, daß solche Sitzungen in Zukunft ohne die Teilnahme der ausscheidenden Professoren stattfinden sollten, da die Kommission ohnehin nicht mehr als ein beratendes Organ des Dekans sei.¹⁶⁹

Am 25. April 1941 konnte Schuchhardt die Listen für beide Lehrstühle vorlegen. Ursprünglich hatte er Karl Reinhardt für die Nachfolge Bogner durchsetzen wollen, war aber am Widerstand des Dozentenbundführers gescheitert;¹⁷⁰ der eher zaghafte Versuch des Ministeriums, den „deutschbewußten“ Elsässer Karl Mugler – wie früher Walter Eberhardt – ins Gespräch zu bringen, wurde sofort abgeblockt;¹⁷¹ stattdessen suchte die Kommission, im Einvernehmen mit Steinke, nach „Vertretern des jüngeren Nachwuchses“ und benannte dann Hermann Gundert, Hans Diller und Karl Deichgräber: „Die Fakultät legt, wie die Aufstellung der Liste zeigt, in Übereinstimmung mit dem Dozentenbundführer ausdrücklichen Wert darauf, Dr. Gundert in erster Linie nach Freiburg berufen zu sehen.“ Steinke hatte ein schwungvolles Gutachten formuliert.¹⁷²

¹⁶⁹ UAF B3/316. Schuchhardts Geschäftsführung wurde später vom „Bereinigungsausschuß“ ausdrücklich gewürdigt: „Während seines vierjährigen Dekanats (1940–1944) benutzte er (...) das Vertrauen, das er bei den Nazibehörden wegen seiner geschäftlichen Gewandtheit und seiner antiklerikalen Haltung genoss, in sehr geschickter Weise, um eine Reihe von Neuberufungen durchzusetzen, die das zeitweilige Übergewicht nazistischer Elemente in der Fakultät beseitigten“ (UAF B34/4).

¹⁷⁰ „Nachdem eine Kandidatur von Prof. Reinhardt, Frankfurt, für die ich mich meiner Überzeugung entsprechend, lebhaft eingesetzt habe, aus verschiedenen Gründen scheiterte, wurde von der Kommission und dem Dozentenführer mit Nachdruck die Nennung von Vertretern des jüngeren Nachwuchses befürwortet. So wurde Dr. Gundert an erster Stelle der ersten Liste genannt, was wohl auch seinen Qualitäten als Lehrer und Forscher entspricht.“ (Brief Schuchhardts an Aly vom 25.4.1941, UAF B3/316).

¹⁷¹ Heinrich Harmjanz, der in Berlin zuständige Referent, schrieb am 18.8.1941: „Die Fakultät soll sich auch über den elsässischen Professor Dr. Karl Mugler äußern, der als deutschbewußter Mann bekannt ist, da ich Wert darauf lege, daß er zunächst den geordneten Betrieb einer alten deutschen Universität kennenlernt und sich dort einarbeitet“ (StAF C25/2, 61). Mugler kam dann doch als a. o. Professor nach Straßburg; vgl. Gnomon 17, 1941, 144. Zu seiner Arbeit dort vgl. den Aufsatz „Die Struktur des Hellenismus in Frankreich“, in: Straßburger Monatshefte 6, 1942, 486–502.

¹⁷² Gutachten vom 14.5.1941: „Der von der Fakultät an erster Stelle gesetzte Dr. phil. habil. Hermann Gundert wird in allen Gutachten trotz seiner relativen Jugend bereits als Wissenschaftler von hohem Rang anerkannt, was ja auch das Gutachten der Fakultät ausdrücklich betont. Nach den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen paart sich mit dieser hohen Wissenschaftlichkeit das Vorhandensein eines lautereren und offenen Charakters, der fest in seinen Überzeugungen, zuverlässig und von vorbildlicher Kameradschaftlichkeit ist, der ferner als Soldat in voller Einsatzbereitschaft seine Pflicht getan hat und politisch als aufrechter Nationalsozialist zu gelten hat. Für ihn bedeutet nationalsozialistische Haltung nicht etwas Äußerliches, sondern sie wirkt sich bereits weitgehend in seiner Forschungsarbeit aus.“ Diller galt Steinke als „zuverlässiger Nationalsozialist“, Deichgräber war „vom politischen Standpunkt aus nicht erstrebenswert“ (UAF B1/1256).

Gundert wurde mit Wirkung vom 1. September 1942 ernannt¹⁷³ und war dann im Februar 1943 zu einem kurzen Antrittsbesuch in Freiburg;¹⁷⁴ erst im Juli 1944 konnte er seine Lehrtätigkeit aufnehmen.¹⁷⁵ Die einzige Publikation Gunderts aus der Freiburger Zeit vor 1945 ist ein „Lehrbrief“ mit einem Beitrag über „Charakter und Schicksal homerischer Helden“, der von jeder zeitgenössischen Tönung frei ist.¹⁷⁶ Sollte Gundert jemals zu den „Überzeugten“ gehört haben, so ist davon in den letzten Kriegsmonaten wenig zu spüren: im Dezember 1944 wehrt er sich unter Hinweis auf seine Entlassung aus der Wehrmacht mit allen Kräften gegen seine Einberufung zum Volkssturm, und muß im Februar 1945 mit Schrecken feststellen, daß der in Baden-Baden residierende Stabschef der SA alle SA-Mitglieder der Universität aktivieren will.¹⁷⁷

¹⁷³ Gundert dankt Dekan Schuchhardt am 11.10.1942: „Soeben erhielt ich die Mitteilung des Herrn Rektors der Freiburger Universität von meiner Ernennung zum a. o. Professor und der Übertragung des Lehrstuhls für Klassische Philologie in Freiburg an mich. Ich darf wohl annehmen, dass ich diese Ehre Ihnen als dem näheren Fachkollegen ganz besonders mitverdanke und möchte mir erlauben, Ihnen für dieses Vertrauen meinen herzlichen Dank zu sagen. Ich bin noch jung, habe wenig geschrieben, bin noch ganz im Lernen und sehe mich nun unverhofft einer grossen Verantwortung gegenüber. Doch glaube ich, dass mich der lange Wehrdienst darauf besser als irgend etwas anderes vorbereitet hat und hoffe, je ernster dieser Dienst hier am Atlantik wird, umso gerüsteter einmal mein Amt antreten zu können. Was mich ausserdem ermutigt, ist das, dass mit der Anerkennung meiner bisherigen Arbeit sich der Grundsatz zu bestätigen scheint, den ich bisher verfolgt habe, das Wenige was mir zu tun gelingt, ganz und echt zu tun und erst von solcher Grundlage aus in die Breite zu gehen. Ich hoffe darum Ihr Vertrauen einmal nicht zu enttäuschen und freue mich auf eine schöne und fruchtbare Zusammenarbeit“ (UAF B3/510).

¹⁷⁴ Am 28.2.1943 schreibt er an Dekan Schuchhardt: „(...) Trotzdem ist mir diese erste Berührung mit Freiburg eine kostbare Erinnerung verstohlener Stunden, und es treibt mich manchmal mächtig, nun auch ernsthaft ans Werk zu gehen. Aber es darf nicht sein, gerade jetzt gilt das Letzte der soldatischen Vorbereitung, und ich glaube nur immer, dass dies einmal auch der Forschung und dem Wehrdienst zugutekommt. Das was einen am meisten aufhält und hemmt, ist ja doch nicht so sehr die Fülle des Stoffs als die Verdunkelung des inneren Blicks, mit der man als junger Mensch noch kämpfen muss. Und da ist das Soldatenleben eine unvergleichliche Hilfe“ (UAF B3/510).

¹⁷⁵ Gundert, damals im Rang eines Oberleutnants, war in Frankreich stationiert und wurde zunächst von der Wehrmacht nicht freigegeben; im Januar 1944 nahm er an einem Hochschulkurs in Dijon teil und wollte über „Hölderlin und das Griechentum“ sprechen. Vgl. UAF B1/4380 (Truppenbetreuung in Frankreich durch Freiburger Professoren). Das Programm dieser Wehrmachtskurse liegt auch gedruckt vor: „Tageskurse für besondere Fachgebiete im Rahmen der „Wehrmachtskurse zur Berufsförderung“. Hochschulberufe. II. Kurs in der Zeit vom 6. Dezember 1943 bis 22. Januar 1944. Aussenstelle des Oberkommandos der Wehrmacht für Truppenbetreuung. Paris“. Gundert wurde erst zum 8.7.1944 aus dem Wehrdienst entlassen und mußte sich dann als „uk“ beim „Planungsamt des Reichsforschungsrates“ melden (UAF B3/510). S. auch Gnomon 18, 1942, 336 über Gunderts „Ernennung“.

¹⁷⁶ Charakter und Schicksal homerischer Helden, in: Aus der Welt der klassischen Antike. Lehrbriefe der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg/Brsg. Nr. 12, 1–24.

¹⁷⁷ UAF B3/510.

Das Bestreben der Fakultät, diesmal einen „Nationalsozialisten“ zu verhindern,¹⁷⁸ geht auch aus der Liste für den lateinischen Lehrstuhl hervor: Karl Büchner, Fritz Hellmann, und Friedrich Mehmel.¹⁷⁹ Der Zweitplazierte Hellmann war Parteimitglied und galt als durchaus engagiert;¹⁸⁰ der Dozentenbundführer Steinke, der sich erfolgreich für Gundert eingesetzt hatte, war diesmal wohl zurückhaltender.¹⁸¹ Der erste Platz für Büchner war im Gutachten der Fakultät ganz eindeutig formuliert:¹⁸²

Die drei genannten Gelehrten gehören nach Ansicht der Fakultät zu den besten Vertretern des jüngeren Nachwuchses. Unter ihnen ist Dr. Büchner ohne Frage an erste Stelle zu rücken. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist im Verhältnis zu seinem Alter überraschend groß. (...) Büchner ist durch seine Tätigkeit als Dozent an der Univ. Leipzig als ein überaus anregender und vielseitiger Lehrer bekannt. Die Fakultät bittet, seine Berufung mit besonderem Nachdruck zu betreiben.

Büchner konnte seine Lehrtätigkeit zum WS 1943/1944 beginnen und setzte von Anfang an völlig andere Akzente als Oppermann;¹⁸³ selbst sein 1944 veröffentlichter „Lehrbrief“ über Tacitus' *Germania* entbehrt jeder zeitgemäßen Anspielung.¹⁸⁴ Auf die Publikation des von

¹⁷⁸ Einen Einblick in die informellen Gespräche der Zeit vermittelt vielleicht der spätere Bericht der Bereinigungskommission über die Situation der Fakultät nach der Wegberufung von Bogner, Müller-Blattau und Oppermann: „Den entscheidenden Umschwung brachte das Jahr 1940 mit seiner Eröffnung der Reichsuniversität in Strassburg, an die sogleich drei von den radikalsten Parteigenossen berufen wurden (Oppermann, Bogner, Müller-Blattau). Da um dieselbe Zeit durch Todesfall oder Wegberufung eine ganze Reihe weiterer Lehrstühle ihren Inhaber wechselten, wurde es möglich, unter der geschickten Dekanatsführung des Archäologen Schuchhardt und mit verständnisvoller Unterstützung des Rektors Süss den bis dahin angerichteten Schaden im Personalbestand zum grössten Teil wieder zu beseitigen und eine ganze Anzahl ausgezeichnete, antinazistisch eingestellter oder politisch neutraler Gelehrter auf Lehrstühle der Fakultät zu bringen. Allerdings wurde ein so starker Wechsel nur dadurch erreicht, dass man gewisse Etatsposten der theologischen Fakultät auf die philosophische übertrug und über vertragliche Bindungen des Konkordates unbekümmert hinwegging. Was durch die Neuberufungen erreicht wurde, war eine erhebliche Steigerung des wissenschaftlichen Niveaus und grössere Einheitlichkeit der Fakultät, auch in politischer Hinsicht. Wie unsere sorgsame Durchprüfung des Personalbestandes ergibt, war schon vor dem Zusammenbruch des Naziregimes die Reinigung der Fakultät von politisch aktiven Parteigenossen praktisch weitgehend gelungen.“ (UAF B34/4).

¹⁷⁹ UAF B3/316.

¹⁸⁰ Steinke schreibt über Hellmann: „H. dürfte unter dem latinistischen Nachwuchs so ziemlich der einzige sein, dessen wissenschaftliche Arbeiten in dieser Weise politisch orientiert sind.“ Hellmann publizierte auch in parteinahen Zeitschriften: „Die Grundkräfte römischer Geschichtsschreibung“, in: *Weltanschauung und Schule* 6, 1942, 233–240 & 259–273. Hellmann fiel noch im Februar 1945 in Italien (*Gnomon* 21, 1949, 95).

¹⁸¹ Büchner erfüllte die „Mindestbedingungen“: „Politisch gilt B. als zuverlässig und einsatzbereit. Er ist seit 1933 in der SA und seit 1937 Pg.“ Mehmel hatte bei Steinke keine Chancen: er sei (unter dem Einfluß seiner Lehrer Snell und Reinhardt) „mehr der Typ des schöngestigen Literaten, und keineswegs der Typ eines Kämpfers“. Mehmel wurde nach dem Krieg Professor in Münster, starb aber schon 1951 mit 41 Jahren (*Gnomon* 23, 1951, 232).

¹⁸² UAF B3/316.

¹⁸³ Vgl. Büchners Quästurakte UAF 17/760. Die Ernennung: vgl. *Gnomon* 18, 1942, 336.

¹⁸⁴ Die *Germania* des Tacitus. Lehrbriefe der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg/Brsg. Nr. 13 (29 S.). Über die *Germania* hatte Büchner bereits auf dem Hochschulkurs der

Joseph Vogt herausgegebenen Sammelbandes „Rom und Karthago“ reagierte Büchner nach einem Zeugnis von Walter Jens mit unverhohlener Ablehnung.¹⁸⁵

Vom Weggang Oppermanns und Bogners bis zum Beginn der Lehrtätigkeit Büchners und Gunderts vergingen mehr als zwei Jahre; Lehrbeauftragte und Lehrstuhlvertreter übernahmen in dieser Zwischenzeit die Aufgaben der beiden.¹⁸⁶ Die Tätigkeit von Walter Nestle blieb in besonders guter Erinnerung.¹⁸⁷ Die sozusagen „interdisziplinäre“ Vorlesung von Hans F. K.

Wehrmacht im Januar 1944 gesprochen, an dem er zusammen mit Gundert teilnahm (s. oben Anm. 175).

¹⁸⁵ Walter Jens brieflich an Eckhard Wirbelauer (20.9.2003). Ein exemplarisches Zeugnis für Büchners Distanz zu allem zeitgenössischen Vokabular ist sein im Lazarett geschriebener Brief vom 15.3.1943 an Walter Herwig Schuchhardt über die Frage der Nachfolge Kolbe; vgl. Eckhard Wirbelauer, Zur Situation der Alten Geschichte im Jahre 1943. Materialien aus dem Freiburger Universitätsarchiv I, in: Freiburger Universitätsblätter 149, 2000, 107–127, hier: 120f.

¹⁸⁶ Die Wegberufung gleich zweier Ordinarien stellte die Fakultät vor große Probleme, da auch Wolfgang Aly zur Wehrmacht eingezogen worden war. Fritz Hellmann, damals offenbar der einzige für eine Vertretung verfügbare Latinist, bekam im Sommersemester 1941 eine Chance zur Qualifikation für die Nachfolge Oppermanns (UAF B17/863), konnte dann aber vom Dozentenbundführer Steinke nicht gegen Büchner durchgesetzt werden (s. oben Anm. 180). Klaus Meister, der Heidelberger Latinist, vertrat Oppermanns Stelle dann vom Wintersemester 1941/42 bis zum SS 1943 (UAF B1/1257; UAF B17/812). Er begann mit einer Vorlesung über „Vaterlandsliebe und Staatsgedanke der Griechen“ (35 Teilnehmer). Die Bemühungen Schuchhardts um Hermann Kleinknecht als Vertreter für die Gräzistik scheiterten an dessen anderweitigen Verpflichtungen (vgl. UAF B3/580); im Wintersemester 1941/42 gab Ludwig Klein, ein Schüler Rudolf Pfeiffers, der auch das Wohlwollen Eduard Fraenkels genossen hatte, eine Übung zu Thukydides (UAF B17/827). Vom Sommersemester 1942 bis zum Sommersemester 1943 vertrat dann Walter Nestle den Lehrstuhl Bogners (UAF B17/718). Georg Picht hielt als Doktorand vom Wintersemester 1942/43 bis zum Wintersemester 1944/45 Kurse ab (UAF B17/707; UAF B42/2607). Die Sprachkurse Wolfgang Alys übernahm vom Sommersemester 1941 bis zum Sommersemester 1944 Siegmund Glunk vom Bertholdgymnasium (UAF B17/797); Max Breithaupt vom Friedrichsgymnasium gab Kurse sowohl für Althistoriker als auch für Klassische Philologen. Noch im Februar 1945 bittet Karl Büchner darum, daß Ludwig Klein den erkrankten Max Breithaupt bei den lateinischen Stilübungen ersetzen möge (UAF B3/316). Auch die Besetzung der Assistentenstelle war während des Krieges sehr schwierig (vgl. UAF B1/3345). Am 5.8.1944 bittet Karl Büchner um die Bewilligung von 50 Reichsmark monatlich für Walter Jens als wiss. Hilfskraft („er gehört zum besten wissenschaftlichen Nachwuchs“), vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe 235–7837. Zu Walter Jens’ Erinnerungen an Freiburg in den letzten Kriegsjahren vgl. ders., Memento. Nachdenken über den Untergang Freiburgs, in: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur 47/1, 1995, 186–204.

¹⁸⁷ Vgl. den Nachruf von Karl Büchner im Gymnasium 56, 1949, 286–288. Nestle, Sohn des Klassischen Philologen Wilhelm Nestle und bis zu seiner Freiburger Vertretung Studienrat in Ellwangen, hatte Ende 1944 einen Ruf nach Frankfurt erhalten; er wurde im Juni 1945 Opfer von Plünderern. Büchner betont Nestles politischen Freimut: „Direktem Gespräch ist er dabei nicht ausgewichen, sondern hat mit Offenheit und klarem Sinn für das Rechte eindeutige Stellung in den Fragen der bedrängenden Zeit genommen“ (ebd. 287.). Nestle wurde noch zum 1.1.1942 in die Partei aufgenommen (UAF B133 – Fragebogen des Dozentenbundes); möglicherweise war diese eine Bedingung für seine Übernahme der Lehrstuhlvertretung. Seine Lehrveranstaltungen: vgl. die Quästurakten UAF B17/718. Ein Schüler Nestles wurde Walter Jens; mit ihm zusammen veranstaltet Nestle im Sommersemester 1944 eine Übung zur griechischen Syntax. Auch Franz Doll erhielt die Anregung für seine Dissertation von Nestle (s. unten Anm. 191).

Günther über die „Rassengeschichte des hellenischen Volkes“ wurde von den Studenten offensichtlich ignoriert.¹⁸⁸

Der Lehrbetrieb in den Monaten nach dem Bombenangriff auf Freiburg muß ungewöhnlich schwierig gewesen sein. Die Verwaltung der Universität in Meersburg funktionierte allerdings bis zuletzt und erwartete den einschlägigen Schriftverkehr zu Personal- und Finanzfragen.¹⁸⁹ In den letzten Wochen des Krieges fanden die Freiburger Veranstaltungen des Seminars in zwei für diesen Zweck angemieteten Räumen in der Conrad von Hötzendorffstr. 40 statt.¹⁹⁰ Noch am 20. Februar 1945 fand Franz Dolls Rigorosum bei Karl Büchner statt.¹⁹¹

IV.

Die geringsten Schwierigkeiten bei der „Wiedereingliederung“ in die Universität hatte Karl Büchner. Diejenigen Kollegen, die sich ein Urteil erlauben durften, waren von seiner politischen Unbescholtenheit überzeugt und legten größten Wert auf seine sofortige weitere Mitarbeit.¹⁹² Büchners Selbstauskunft über sein Verhalten vor 1945 ist ein Zeugnis für die Schwierigkeiten eines Studenten seiner Generation, der nicht auf die Ausübung seines Berufes verzichten wollte. Büchners Konzession an die Zeit war der Eintritt in den „Spielmannszug des Marine-Sturms der SA in Leipzig“, der später zu einer formalen Übernahme als Parteimitglied führte.¹⁹³ Niemand in Freiburg hatte jemals Zweifel an seiner Distanz zu den herrschenden Mächten; der „Bereinigungsausschuß“ befand:¹⁹⁴

¹⁸⁸ Im Wintersemester 1941/42 hielt Günther eine Vorlesung über die „Rassengeschichte des hellenischen Volkes“ vor sieben Zuhörern, darunter einem, der auch auf den Inskriptionslisten der „eigentlichen“ altertumswissenschaftlichen Lehrveranstaltungen auftaucht. Diese Vorlesung wurde im Sommersemester 1942 vor sechs Hörern wiederholt, vgl. UAF B17/930.

¹⁸⁹ Noch am 27.3.1945 werden 100.– Reichsmark für Hilfskräfte von Meersburg nach Freiburg überwiesen (UAF B3/316).

¹⁹⁰ UAF B3/316: Mietvertrag vom 20.1.1945 mit Frl. Dr. Schürenberg.

¹⁹¹ Vgl. die Promotionsakte UAF B42/2647. Im Wintersemester 1932/33 war er eines der Vorstandsmitglieder der Fachschaft (Anm. 15); im Sommersemester 1935 und im Wintersemester war er Assistent, als Nachfolger von Ludwig Klein, einem Schüler Rudolf Pfeiffers und wohl auch Eduard Fraenkels (vgl. UAF B42/2265), vgl. dazu die Würdigungen Dolls: Wolfgang Kullmann, in: *Freiburger Universitätsblätter* 72, 1981, 8; Harald Merklin, ebd. 98, 1987, 7-9. Doll wurde in Rußland schwer verwundet und begann mit seiner von Walter Nestle angeregten Arbeit über „Das Mitleid in der Tragödie des Aischylos und Sophokles“ im Lazarett.

¹⁹² S. unten Anm. 206.

¹⁹³ „Über meine Parteizugehörigkeit bemerke ich folgendes: Die Vergottung des Volkes und der Despotismus der Partei haben mich vor 1933 zu einem entschiedenen Gegner der Partei gemacht. Ich habe nie der Partei meine Stimme gegeben und befand mich damit im Einklang mit meinen Lehrern Klingner und Litt, die in der Folge nie der Partei beigetreten sind und von denen der Philosoph Litt dann bald sein akademisches Lehramt niederlegte. 1933 nach der Machtergreifung habe ich zunächst abgewartet, ob auch außerhalb der Partei eine Lebensmöglichkeit bestünde. Im Laufe des Sommers

Der Professor für klassische Philologie Karl Büchner ist zwar als Angehöriger der jüngsten Gelehrten generation genötigt gewesen, eine Zeit lang Dienst in der SA zu tun und ist aus ihr automatisch am 1. V. 1937 in die NSDAP übernommen worden, kann aber durchaus nicht als Nationalsozialist bezeichnet werden. Vielmehr war seine politische Haltung von jeher entschieden antinazistisch. Seine Schriften und Lehrvorträge tragen streng wissenschaftlichen Charakter.

wurde an der Universität Leipzig offiziell verkündet, man könne keine Prüfung machen, wenn man nicht in der Partei oder wenigstens in einer Gliederung wäre. Das bedeutete für mich, der ich im dritten Studienjahr stand, daß ich mein Lebensziel hätte aufgeben müssen, von äußeren Schwierigkeiten – ich mußte mir meinen Lebensunterhalt verdienen und lebte von Privatstunden und Stipendien – abgesehen. Nach Beratung mit meinen Lehrern habe ich mich dann im Herbst entschlossen, in eine der Gliederungen zu gehen. Mit meinem Schwager, der ähnlich dachte wie ich, bin ich im Nov. 33 in den Marinesturm Leipzig eingetreten. Diese Formation der SA bestand aus ehemaligen Kapitänen und Seeleuten, die in Leipzig, wo die Möglichkeit der Marineausbildung denkbar gering waren, sich zusammengetan hatten, um sich ebenfalls ein Alibi zu verschaffen. Um aber auch hier der Schulung zu entgehen, die selbst diese Formation als Zugeständnis machen mußte, habe ich meine musikalischen Fähigkeiten ausgenutzt und bin in den Spielmannszug des Marinesturms gegangen. Nach zwei Jahren etwa bröckelte der SZ auseinander, sodaß ich in diesem Jahr meinen Doktor abschließen konnte. Trotz einer gewissen Fertigkeit in der Querflöte habe ich es als militärisch völlig Unbegabter nur bis zum Rottenführer – dem Gefreiten meiner dreijährigen Kriegszeit entsprechend – gebracht. Am 1. 5. 37 wurde dann auch der SZ des Marinesturms oder besser seine Papiere automatisch in die Partei übernommen. In der Partei habe ich mich nie betätigt.

Ich kann mich nicht rühmen, mit anderen Mitteln als denen des Wissenschaftlers mich gegen die Partei gewendet zu haben, darf aber darauf aufmerksam machen, daß ich nicht nur stets die wissenschaftliche Objektivität selbstverständlich gewahrt habe, sondern auch eindeutig Stellung bezogen habe. Meiner Schrift über den Kratylos Platos habe ich ein Dankesvorwort an den emeritierten Litt vorausgeschickt, daß Prof. Oppermann in einer Kritik schrieb, mir wäre als Schüler Litts ein Platoverständnis, natürlich in neuem Sinne, verschlossen. In einem Aufsatz über altrömische und horazische virtus habe ich die Humanisierung dieser Idee bei Horaz herausgearbeitet. In meinem Bursianband über Horaz habe ich Juden und Nichtjuden 1939 unterschiedslos besprochen und gerühmt, sodaß mir wenige Tage vor Ausbruch des Krieges Prof. Wilkinson, King's College Cambridge, schrieb: Again I must say how valuable I found the Jahresbericht, and how grateful we must be to German scholarship for providing us with such helps. 1940 war die Übersetzung des Boethius, der Klingner eine lange Einleitung vorausschickte, unter dem Titel „Trost der Philosophie“ ein eindeutiges Bekenntnis zu den römisch-christlichen Grundlagen der abendländischen Kultur. 1943 habe ich in meinem Germaniavortrag den Gedanken der inneren Freiheit als Voraussetzung alles großen Lebens herausgearbeitet und 1944 habe ich in Stuttgart einen öffentlichen Vortrag über die Freundschaft zwischen Hutten und Erasmus gehalten, in dem ich die weltverbindende Größe des Erasmus so scharf hervortreten ließ und ihn von dem Vorwurf des Freundschaftsbruches reinigen konnte, daß es in der damaligen Zeit Befremden erregte. Die Haltung dieses Vortrags kann Prof. Allgeier bezeugen, der ihn hörte, als ich ihn in unserem Kränzchen vortrug.

Schließlich darf ich darauf aufmerksam machen, daß sich unter meinen Assistenten, Doktoranden und Schülern kein einziger Nationalsozialist befindet. Meine Haltung ist ja in Freiburg auch wohl nicht verborgen geblieben.

Auskunft über mich und Bestätigung dieser Ausführungen können geben: Prof. Klingner, Leipzig, Prof. Litt, Leipzig, Prof. Salomon Eitrem, Oslo, Prof. Wilkinson, Cambridge, Doz. Dr. J. A. Davison, Univ. Manchester, Prof. Harald Fuchs, Basel.

Ich habe unter dieser Zeit als einer zwölfjährigen Entwürdigung gelitten. Meine Schuld ist die eines jeden heil davongekommenen Deutschen, nicht Märtyrer geworden zu sein. Ich habe es vielmehr für meine Pflicht gehalten, für meinen Teil in meinem bescheidenen Kreise etwas vom reinen Geist so lange wie möglich am Leben zu halten.“ (UAF B34 /264)

¹⁹⁴ UAF B34/4.

Gunderts Situation war wesentlich schwieriger. Anfang 1934 hatte er den Antrag zum Parteieintritt gestellt;¹⁹⁵ da sein politisches Engagement bei seiner Berufung im Jahre 1942 eine erhebliche Rolle spielte und vom Dozentenbundführer gelobt werden konnte, hat er sich vielleicht persönlich mehr exponiert als dies aus seinen Publikationen hervorgeht.¹⁹⁶ Ganz anders als Büchner pflegte er den militärischen Jargon.¹⁹⁷ In seiner Selbstauskunft für die Entnazifizierung sprach er durchaus offen über seine frühe Begeisterung und die Motive für seinen Parteieintritt: er hielt es damals „für die Aufgabe der Gebildeten, dafür zu sorgen, daß in der nationalsozialistischen Bewegung Menschen mit geistiger Tradition hineinkommen, die einer blinden Fanatisierung entgegenstehen.“¹⁹⁸ Die „Reinigungskommission“ war mild.¹⁹⁹

¹⁹⁵ Vgl. den Schriftwechsel Gunderts zur Frage der genauen Datierung seines Parteieintrittsdatums aus dem Jahre 1939 (BDC Gundert); UAF B34/495.

¹⁹⁶ Vgl. seine Bemerkung über Franz Miltner in einem Brief an Dekan Schuchhardt vom 19.3.1943 zur Frage der Nachfolge Kolbe: „Nach einer ganz anderen Seite hin könnte ich mir ein fruchtbares Zusammenwirken mit Miltner denken, von dem man vor allem in rasekundlicher Hinsicht etwas erwarten müsste; nur kenne ich ihn noch zu wenig, um mir ein rundes Bild von ihm machen zu können“ (vgl. Wirbelauer [s. Anm. 185], 123).

¹⁹⁷ S. oben Anm. 174.

¹⁹⁸ Gunderts Schreiben vom 6.10.1945 ist ein Zeitzeugnis für die Probleme junger Intellektueller in den dreißiger Jahren: „Ich bitte die Militärregierung um Wiedereinsetzung in mein Amt. Dazu erlaube ich mir folgendes über meine Stellung zur NSDAP zu erklären. Als Student (bis 1932) war ich zunächst unpolitisch und ziemlich weltfremd. Nachdem ich jedoch sah, dass die wachsende Krisis jener Jahre mit den traditionellen Methoden nicht behoben wurde, kam ich im Laufe des Jahres 1933 zu der Auffassung, dass der Nationalsozialismus die einzige Macht sei, die diese Not noch meistern könne. Ich sah die Gefahren dieser Bewegung, fand aber bei der unaufhaltsamen Technisierung und Vermasung des Lebens keinen Ausweg mehr zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus. In dieser Situation hielt ich es für die Aufgabe der Gebildeten, dafür zu sorgen, dass in die nationalsozialistische Bewegung Menschen mit geistiger Tradition hineinkommen, die einer blinden Fanatisierung entgegenstehen. An dem Eintritt in die NSDAP selbst lag mir dabei weniger, da er damals zu allgemein begehrt war, und ich wurde auch erst am 7.9.1939 (mit Rückdatierung auf den 1.2.1934) endgültig aufgenommen. Dagegen suchte ich in der SA zunächst einen Ausgleich gegen meine rein geistige Beschäftigung und zurückgezogene Lebensweise. Politisch habe ich mich dabei nicht hervorgetan und auch an keiner „Aktion“ (vor allem nicht am 9.11.1938) teilgenommen. Ich erhielt deshalb auch den Dienstgrad eines Truppführers nicht aufgrund von Leistungen in der SA, sondern erst 1942 in automatischer Angleichung an meinen Leutnantsrang in der Wehrmacht. Ein Amt habe ich in der SA nie ausgeübt und auch nach meiner Entlassung aus dem Wehrdienst 1944 an keinem SA-Dienst mehr teilgenommen. Das Motiv, das mich zum Beitritt bewogen hatte, beruhte auf dem Glauben, dass Hitler selbst zwei Gesichter habe und dass ihm die Mehrzahl seiner Anhänger nur deshalb folgte, weil er ihnen auch menschlich positive Ideale verhieß. So hoffte ich, durch den Appell an diese Ideale ließe sich der Sinn für geistige Werte wachhalten. Daß ich mich darin geirrt habe, musste ich mehr und mehr erkennen. Nachdem ich 1934 von der Heidelberger NS-Studentenschaft aus meinem ersten Amt verdrängt und jahrelang vom Misstrauen der Partei verfolgt wurde, war ich im übrigen genötigt, mich möglichst zurückzuhalten und Widerspruch zu vermeiden, um meine wissenschaftlichen Ziele überhaupt verfolgen zu können. Dabei bin ich jedoch der nationalsozialistischen „Weltanschauung“ nicht erlegen, habe meine Wissenschaft und Lehre davon freigehalten und nie aufgehört, mich selbst und die Verhältnisse aufrichtig zu prüfen. Mein Ziel als Forscher und Lehrer, wie es mir auch erklärte Parteigegner anerkannt haben, ist heute wie von jeher, die Wurzeln unserer Kultur in der Antike zu erkennen, um damit den schöpferischen Kräften Deutschlands und Europas zu dienen und der Mechanisie-

Gundert ist ein zu charaktvoller Mann, um die Verantwortung für seine Parteimitgliedschaft nachträglich zu bestreiten. Gerade deshalb, weil er, ohne seinen schweren Irrtum zu verkennen, mannhaft zu seinen Taten steht, ist nach unserer Überzeugung keinerlei Anlaß gegeben, politische Befürchtungen gegen sein Verbleiben im Lehramt zu erheben. Immerhin dürfte es angemessen sein, ihm eine gewisse Selbstbeschränkung in der Ausübung der akademischen Ehrenrechte aufzuerlegen.²⁰⁰

Wolfgang Aly wurde gleich nach Kriegsende in Haft genommen und erst im Oktober 1945 entlassen – er selbst fühlte sich natürlich ganz ungerecht behandelt und sprach vom „Konzentrationslager“.²⁰¹ Der gefürchtete Denunziant und Intrigant hatte vom Bereinigungsausschuß kein Verständnis zu erwarten, zumal ihm auch Kontakte zum SD nachgewiesen werden konnten:²⁰²

Der Dozent und Titularprofessor für klassische Philologie Wolfgang Aly ist von den französischen Behörden verhaftet und daher für uns nicht erreichbar. Seine Parteihörigkeit ist uns indessen zur Genüge bekannt. Wir halten seine Entfernung von der Universität für notwendig.²⁰³

Aly ist einer der wenigen Belasteten, dem eine weitere Arbeit an der Universität Freiburg dauerhaft verwehrt blieb; die Akten über seinen vergeblichen Kampf um „Rehabilitierung“ sind in mehreren umfangreichen Faszikeln erhalten.²⁰⁴

V.

Der Neubeginn der Klassischen Philologie ist verständlicherweise gekennzeichnet durch die unterschiedliche Position der beiden Lehrstuhlinhaber nach Kriegsende. Karl Büchner wurde

rung des inneren Lebens entgegenzuwirken, die ich für die größte Gefahr unserer Zeit halte. Sollten über meine Persönlichkeit und mein Wollen Zweifel bestehen, so wäre ich besonders dankbar, wenn das Urteil über mich durch eine persönliche Befragung ergänzt werden könnte“ (UAF B34/495).

¹⁹⁹ UAF B34/4.

²⁰⁰ In einem früheren Abschnitt bemerkt der Ausschuss: „Nirgends hat er in seinen Schriften und Vorträgen der Partei-Propaganda die geringste Konzession gemacht; sein freundschaftlicher Umgang mit jüdischen Studierenden hatte 1934 seine Entlassung aus der Assistentenstelle am Heidelberger philologischen Seminar wegen politischer Unzuverlässigkeit zur Folge; bis Oktober 1936 blieb er dann stellungslos.“ In den Jahren 1933 und 1934 dürfte Gundert Bekanntschaft mit dem Aktivisten Robert Böhme (s. oben Anm. 143) gemacht haben.

²⁰¹ Vgl. die Mitteilung Alys an das Rektorat vom 22.10.1945 (UAF B24/57).

²⁰² UAF B34/4.

²⁰³ Der Senatsausschuß für die politische Bereinigung schrieb zusätzlich am 1.6.1946: „Aly ist ohne Zweifel einer der politisch aktivsten Nationalsozialisten unserer Universität gewesen. Man wird ihm aber zugestehen dürfen, dass ihn politischer Übereifer und Geltungsdrang des in seinem Beruf enttäuschten, sitzengebliebenen und altgewordenen Privatdozenten getrieben hat, diese aktive Rolle zu spielen, nicht niedrige Selbstsucht.“ (UAF B24/57) Alys letzte Publikation vor dem Kriegsende kam, der Situation entsprechend, ohne politische Phrasen aus: „Friede auf Erden. Eine Meditation zur fünften Kriegsweihnacht“, in: Aus der Welt der klassischen Antike. Lehrbriefe der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg/Brsg. Nr. 12, 25–38.

gleich im Herbst 1945 aufgefordert, sich an der ersten Vortragsreihe des Studium Generale der Universität mit dem Rahmenthema „Das Menschenbild“ zu beteiligen. Die Namen der dafür vorgesehenen Redner mußten vorher der französischen Militärregierung vorgelegt werden.²⁰⁵ Das Rektorat hatte zu erklären, warum auch zwei ehemalige Parteimitglieder, Clemens Bauer und Karl Büchner, für diese Vorträge benannt worden seien:²⁰⁶

(...) Für Prof. Büchner, der der jüngsten Gelehrten generation angehört, lag eine Nötigung vor, sich bei einer der Gliederungen der Partei zu betätigen. Er wählte die SA und wurde später automatisch in die Partei übernommen. Den Veranstaltern der Vortragsreihe ist bekannt, wie eindeutig und furchtlos die beiden Herren in den vergangenen Jahren sich zu ihrer antinationalsozialistischen Gesinnung bekannt haben, und sie legen deshalb großen Wert darauf, daß sich gerade diese Professoren an der ersten Vortragsreihe beteiligen, die nach dem Sturz des ns. Regimes an der Universität veranstaltet wird.

Am 20. November genehmigte der zuständige französische Offizier die provisorische Wiedereinstellung Büchners, so daß er am 22. November im Vortragssaal der Maria-Hilf-Gemeinde über den „Schicksalsgedanken bei Vergil“ sprechen konnte.²⁰⁷ Bereits am 11. Februar 1947 verabschiedete die Fakultät eine Einerliste zur Berufung Büchners auf den wiedererrichteten Lehrstuhl für Latinistik; in den Akten finden sich keine Hinweise auf eine Kontaktaufnahme mit Eduard Fraenkel.²⁰⁸ Die einschlägigen „Sühnemaßnahmen“ für ehemalige Parteimitglieder führten allerdings dazu, daß Büchner erst zum 1. Januar 1949 zum Ordinarius ernannt wurde.²⁰⁹

²⁰⁴ Vgl. UAF B24/57; Silke Seemann, Die politischen Säuberungen des Lehrkörpers der Freiburger Universität nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945–1957), Freiburg 2002, 317f.

²⁰⁵ Vgl. Wolfgang Fassnacht, Universitäten am Wendepunkt? Die Hochschulpolitik in der französischen Besatzungszone (1945–1949), Freiburg 2000, 196; s. UAF B1/1580.

²⁰⁶ Schreiben des Rektorats vom 21.9.1945 an die Militärregierung in Baden (UAF B1/1580). Büchner war zu diesem Zeitpunkt noch nicht offiziell „reintegriert“.

²⁰⁷ Der Schicksalsgedanke bei Vergil. Öffentlicher Universitätsvortrag gehalten in der Vortragsreihe „Das Menschenbild“ am 22. November 1945 in Freiburg i. Br., Freiburg im Breisgau: Novalis-Verlag. Wiedereinstellung: UAF B82/2862.

²⁰⁸ Laut Schreiben Nr. 286 vom 1.10.1946 der Militärregierung durfte Büchner im Dienst bei einer Gehaltsminderung von 10% verbleiben. Bei der Beratung der Fakultät über die dann mit Büchner besetzte Einerliste zur Berufung „auf den wiedererrichteten Lehrstuhl für Latinistik“ hat der Name Fraenkel offenbar keine Rolle gespielt (UAF B82/2862). Man kann damit das Bemühen der juristischen Fakultät vergleichen, Fritz Pringsheim wiederzugewinnen (StAF C25/2, 75). Die überlieferten Kontakte der Freiburger Universität zu Eduard Frankel beschränken sich auf einen Schriftwechsel in den Jahren 1953 und 1954 zur Regelung seiner Emeritus-Bezüge im Rahmen der Bestimmungen zur „Wiedergutmachung“. Da Fraenkels englische Pensionsbezüge, die er seit dem Oktober 1953 erhielt, offenbar ganz unzureichend waren, war die „Wiedergutmachung“ eine wirkliche Hilfe für Fraenkel und seine Familie (vgl. UAF B24/819).

²⁰⁹ Erst durch einen Schriftwechsel des Rektorates mit dem „Staatskommissariat für politische Säuberung“ wurde der Universität klar, daß Büchners Gehaltskürzung zwei Jahre zu dauern habe; in dieser Zeit war eine Berufung nicht möglich (Brief des Staatskommissariats vom 12.3.1948 – UAF B82/2862).

Hermann Gundert wurde Anfang Dezember 1945 in die Universität „reintegriert“.²¹⁰ Er mußte wesentlich länger als sein Kollege auf die Umwandlung seiner außerordentlichen Professur in ein „echtes“ Ordinariat warten. Es war Büchner, der sich sofort nach seiner eigenen Ernennung im Januar 1949 als Dekan für ein Ernennungsverfahren einsetzte.²¹¹ Am 26. Oktober 1949 wurde Gundert dann ebenfalls Ordinarius.²¹²

Dokumentenanhang

Dokument I (UAF B1/1256)

Philosophische Fakultät
der Universität Freiburg i. Br.

Freiburg, den 6. November 1926

Wiederbesetzung des Lehrstuhls
für klassische Philologie betr.

An den Akademischen Senat

Zur Wiederbesetzung des durch Professor Deubners Weggang erledigten Ordinariats für klassische Philologie bringt die Philosophische Fakultät einstimmig in Vorschlag:

1. Felix Jacoby, geb. 1876 in Magdeburg, 1903 Privatdozent in Breslau, seit 1906 außerordentlicher Professor und seit 1907 ordentlicher Professor in Kiel.

Jacoby's Forschung, obwohl keineswegs einseitig, schon weil er Jahre lang auch die latinistischen Lehraufgaben zu vertreten hatte, ist durch die erfolgreiche Pflege eines Sondergebiets gekennzeichnet, allerdings eines reichhaltigen und wichtigen, der griechischen Historiographie. Hierher gehören schon seine anerkannt tüchtigen Erstlingsbücher (Apollodors Chronik 1902, Marmor Parium 1904). Gegenwärtig beschäftigt ihn die ohne Übertreibung als ein Monumentalwerk zu bezeichnen, vielbändige Gesamtausgabe der Fragmente der griechischen Historiker, welche rüstig fortschreitet (seit 1923 drei Bände) und nach allgemeinem Urteil in seinen Händen am besten aufgehoben ist. Als Vorläufer oder Begleiter dieser Arbeit erscheinen zahlreiche kleinere und größere Monographien über einzelne Historiker, überwiegend in der Realencyclopädie der Altertumswissenschaft, wovon der Artikel über Herodot (1913) wichtiger ein Buch zu nennen ist, und zwar ein in vieler Hinsicht grundlegender. Überhaupt ist von diesen Encyclopädiebeiträgen, welche seit etwa 1905 die mit Recht berühmte Reihe

²¹⁰ Beschluß der Militärregierung vom 3.12.1945 (UAF B3/510). Gundert konnte erst 1948 von Heidelberg nach Freiburg umziehen, fand aber zunächst nur in Emmendingen eine Wohnung.

²¹¹ Vgl. den Brief des Dekans Büchner an das Rektorat vom 13.1.1949 (UAF B3/510). Im Antrag der Fakultät vom 23.8.1949, „den außerord. Prof. Gundert zum ordentlichen Professor an der Univ. Freiburg zu ernennen“, heißt es u. a.: „Prof. Gundert hat sich durch seine Forschung und Lehrtätigkeit sowie seine Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft das völlige Vertrauen seiner Studenten erworben. In der wissenschaftlichen Welt gilt er als einer der besten Spezialisten für Pindar, die Lyriker und Plato. Seine Schrift „Pindar und sein Dichterberuf“ hat ihm in Fachkreisen einen angesehenen Namen verschafft. Sein Lehrgeschick und seine Vortragsgabe wird von seinen Fachkollegen allgemein bestätigt. Gundert ist sowohl wegen seiner charakterlichen Eigenschaften als auch wegen seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen für den akademischen Lehrberuf in besonderem Maße geeignet, und verdient eine Ernennung zum ord. Professor durchaus, zumal für das Lehrgebiet ein Ordinariat vorhanden ist“ (StAF C25/2, 61).

²¹² UAF B3/510.

der Historikerwelt von Ed. Schwartz fortsetzen, dass sie mit der Leistung des bedeutenden Vorgängers gleichwertig sind. Genannt sei auch der unterrichtende Aufsatz über die Entwicklung der griechischen Historiographie in der Zeitschrift *Klio*. Von ganz anderer Seite zeigen ihn seine Abhandlungen zur Hippokratischen Sammlung, (*Hermes* 1911), über die Altgriechischen Elegiker (ebd. 1918), über Hesiod (ebd. 1926) und auf lateinischer Seite zu Terenz (ebd. 1909) und Lucrez ebd. 1921, dazu der vielbeachtete und lebhaft diskutierte Aufsatz über die Entstehung der römischen Elegie (*Rhein. Mus.* 1905). Die Art seiner darstellerischen Fähigkeiten zeigt am besten seine Rektoratsrede über „die griechische Moderne“ (d. h. über den Hellenismus, 1925). Bemerkenswert ist die Führerschaft, die Jacoby auf der Weimarer Fachtagung zufiel in der Behandlung derjenigen Fragen, welche im altphilologischen Hochschulunterricht durch das Sinken der sprachlichen Schulkenntnisse entstanden sind. Aus diesem Anlaß entstand eine Schrift „die Universitätsausbildung der klassischen Philologen“ (1925). Wie immer man sich zu den darin enthaltenen keineswegs durchweg zu billigen Vorschlägen stellt, so erfreut sie doch durch ihre Energie sowie durch die freimütige Kritik der preußischen Schulreform und beweist jedenfalls, dass er seinem Lehramt auch ein starkes didaktisches Interesse entgegenbringt, wie denn auch sein unterrichtliches Wirken in großem Ansehen steht und sichtbare Früchte gezeitigt hat. Jacoby ist eine ausgesprochene männliche Persönlichkeit, kraft- und temperamentsvoll, arbeitsfreudig, vielleicht nicht ohne einige Ecken und Schärpen. Sein Rang als Forscher und akademischer Lehrer ist so hoch, dass er nur an erster Stelle genannt und befragt werden kann.

2. Rudolf Pfeiffer, geb. 1889 in Augsburg, studierte in München 1908-12, promovierte daselbst 1913 mit einer 1919 in erweiterter Fassung erschienenen Arbeit über den Augsburger Meistersinger und Homerübersetzer Johannes Streng. 1916 nach schwerer Verwundung von der Staatsbibliothek reklamiert, bei der Pfeiffer nach seinem Staatsexamen (1912) als Praktikant eingetreten war, wurde er 1918 Bibliothekar an der Universität. Aus dieser Zeit stammen kleinere Arbeiten zur Geschichte der Philologie und des deutschen Humanismus, auf Grund deren ihm die entsprechende Darstellung für das Iwan Müller-Otto'sche Handbuch übertragen worden ist. Seit 1921 in München habilitiert, wurde er schon 1923 außerordentlicher Professor in Berlin und im gleichen Jahr Ordinarius in Hamburg. Seine philologischen Veröffentlichungen sind wegen der Kürze der dafür in Betracht kommenden Zeitspanne sowie wegen der fürs erste eingetretene Belastung durch das Ausarbeiten der großen Vorlesungen und die Organisation des Hamburger Seminars bisher nicht sehr umfangreich gewesen, sie sind aber nach einmütigem Urteil der Beschaffenheit nach vorzüglich. Im Mittelpunkt stand dabei zunächst der Dichter Kallimachos, und zwar galt es Sammlung, Emendation und Erläuterung des Zuwachses, welchen viele neugefundene Reste antiker Bücher gebracht haben. Der Stoff, teils wegen des Inhalts und der Form der Bruchstücke, teils wegen der Überlieferungsschäden ungemein schwierig, fordert von seinem Bearbeiter in besonderem Maß sachliche, sprachliche und stilistische Kenntnisse, Scharfsinn und Weitblick und andererseits Genauigkeit und sichere Herrschaft über die textkritische Technik. Pfeiffer hat diese Eigenschaften nachgewiesen, sowohl in seinen zwei Ausgaben (minor 1921, maior 1923), wie in den beigegebenen rekonstruierend exegetischen Kallimachosstudien (1922). Doch bebaut er keineswegs einseitig das Feld der hellenistischen Dichtung. Wie sehr er bereits jetzt für die in Wilamowitz' Nachfolge ihm übertragene Gesamtausgabe der griechischen Lyriker gerüstet ist, hat unlängst ein tief eindringender Bericht über dieses Gebiet dargetan, in der Zeitschrift *Gnomon* (II 505 ff.) Wir würden an Pfeiffer einen besonderen berufenen und in dieser Hinsicht auch Jacoby überlegenen Vertreter der griechischen großen Dichtung gewinnen, deren methodisch-strenge und zugleich den berechtigten Bestrebungen des modernen Humanismus geöffnete Pflege stets eine Hauptangelegenheit unseres altphilologischen Unterrichts bilden muß. Seinen Sinn für die eben erwähnten Bestrebungen und damit verbunden die Gabe anziehender Darstellungsweise hat Pfeiffer unlängst bewiesen als Mitarbeiter der neuen Zeitschrift „die Antike“ (II 161 ff.). Über den Lehrerfolg seiner als wertvoll allgemein anerkannten und in sichtbarem Anstieg befindlichen Kraft wird günstig berichtet; seine Persönlichkeit ist von einer ebenso ausgeprägten wie sympathisch-feinen Eigenart, stark mitbestimmt durch die künstlerischen Impulse in der geistigen Welt Münchens, wo er heranwuchs und sich bildete.

3. Wolfgang Schadewaldt, geb. 1900 in Berlin, wo er nach Besuch des Fichtegymnasiums sowie einem Hilfsdienst und soldatische Ausbildungszeit (1917/18) auch studiert und 1924 promoviert hat. Wegen des Bienniums vollzieht sich seine dortige Habilitation erst im gegenwärtigen Wintersemester. Doch wirkt er schon längere Zeit als Seminarassistent in Berlin. Wir wagen in diesem Fall den ungewöhnlichen Schritt, einen zur Zeit noch nicht habilitierten jungen Gelehrten vorzuschlagen, selbstverständlich weil es sich um eine außergewöhnliche Begabung handelt. Wir gründen dieses Urteil insofern auf die übereinstimmende Ansicht von uns befragter namhafter Berliner Fachgenossen, als diesen auch die unmittelbare und persönlich Kenntnis zu Gebote steht, auf Grund deren einer von ihnen zu Schadewaldt ausdrücklich als reif für ein Ordinariat erklärt hat, in erster Linie indessen bestimmte unser Urteil selbständig das zur Zeit allein vorliegende Erstlingsbuch über „Monolog und Selbstgespräch“ (1926), weil es jedem Sachkenner ohne weiteres dartut, dass ein Verfasser mit diesen Untersuchungen zur Formgeschichte der griechischen Tragödie sofort und widerspruchlos in die vorderste Reihe der Mitforscher eingetreten ist. Ohne bei dem Reichtum an Einzelergebnissen zu verweilen, darf man von dem Buch als Ganzem

sagen, es bringe den gesunden Kern in den manchmal noch recht verworrenen Bestrebungen der auf neuen Wegen sich fühlenden jüngsten Generation ohne alle Schaufensterkünste rein und klar zu ergebnisreichem Ausdruck, zugleich den erfreulichen Beweis liefernd, dass die alten Philologentugenden des Lesekönnens, der Vertiefung in die Einzelheit und der sauberen Präzision auch heute noch nicht veraltet sind. Durch einen auf der letzten Fachtagung wirkungsvoll von ihm mitvertretenen Bericht über zweckmäßigen Proseminarbetrieb hat Schadewaldt auch für das Lehren Begabung und Interesse bewiesen, wozu kommt, dass in Berlin schon jetzt ein starker Einfluß des jungen Stilübungsassistenten auch auf die fachwissenschaftlichen Angelegenheiten der Studierenden festgestellt wurde. Mithin vermag der Mangel an Bewährung im Vorlesungsdienst unser Zutrauen zu einer bedeutenden Dozentenzukunft nicht zu mindern und ebenso wenig unsern Wunsch, der in seltner Weise veranlagten jugendlichen Kraft eintretendenfalls in Freiburg schon jetzt eine angemessene Wirkungsstätte zu bieten.

Dokument II (UAF B1/1256)

Philosophische Fakultät
der Universität Freiburg i. Br.

Freiburg, den 27. Februar 1929

Wiederbesetzung des Lehrstuhls
für klassische Philologie an
der Universität Freiburg.

An das Ministerium des Kultus und Unterrichts
- durch den Akademischen Senat -

Zur Wiederbesetzung des durch Professor Pfeiffer's Weggang im Herbst 1929 erledigten Ordinariats für klassische Philologie bringt die Philosophische Fakultät gemäß ministerieller Aufforderung vom 19. Februar 1929 Nr. A 3243 in Vorschlag:

1. Kurt Latte, unverheiratet, geb. 1891 in Königsberg i. Pr. Studium daselbst und in Bonn 1908 – 12; Promotion und Staatsprüfung gleichfalls in Königsberg 1913 und ebenda (nach weiterem Studium in Berlin 1913/14) Seminarkandidat; 1915 – 18 im Feld. 1920 Privatdozent in Münster, 1923 ord. Professor in Greifswald, seit 1926 in Basel (St Albanvorstadt 2).

Latte, dessen mehreren von uns wohlbekannte Persönlichkeit hier sehr willkommen wäre, würde als Forscher und Lehrer eine Tätigkeit entwickeln, die am ehesten er seines Lehrers Deubner gleiche. Mit ihm teilt er die religionswissenschaftliche Haupteinstellung, jedoch in eigener und selbständiger Weise. Während Deubner zu meist von den Denkmälern ausgeht, ist Lattes Sondergebiet die religiöse Seite des antiken Rechts. Bei seiner schon jetzt angesehenen Stellung in diesem wichtigen Forschungsbereich darf man erwarten, dass im Fall seiner Berufung an unserer Universität ein fruchtbarer Mittelpunkt solcher Studien entstünde, zumal ihm auch darstellerisches Talent in hohem Maße eignet und sein erfreulich klarer Blick für das Wesentliche. Wenn seine Veröffentlichungen, deren Liste unten folgt, noch nicht besonders umfänglich sind, so liegt das daran, dass er seit längerer Zeit auf ganz anderem Gebiet eine große und schwierige Editionsarbeit übernommen hat: das Lexikon des Hesych für das im Entstehen begriffene Corpus Grammaticorum Graecorum. Die Eigenart dieser Stoffe zwingt ihn zu Auseinandersetzungen nicht nur mit der antiken Grammatikertradition (worauf einige seiner Aufsätze zielen), sondern auch mit den zahlreichen und weitverstreuten Beiträgen der modernen Linguistik zu den sprachlichen Raritäten des Hesych-Lexikons. Seine jetzige, in Basel hochgeschätzte Lehrtätigkeit hat ihn überdies, weil sein dortiger Nebenmann ausgesprochener Gräzist ist, zeitweilig in den Vorlesungen mehr auf die lateinische Seite gedrängt. Doch hat ihn diese an sich wertvolle Erweiterung seiner Studien keineswegs der großen griechischen Dichtung entfremdet, auf deren Pflege durch den neu zu gewinnenden Dozenten wir Wert legen müssen. Latte hat diese Aufgabe schon in Greifswald erfolgreich betreut, und wir glauben zu wissen, dass die hier von ihm erwartete Rückkehr zu ihr sogar besonders verlockend für ihn wäre, wie denn auch im Vorjahr seine Ablehnung eines ehrenvollen Rufes nach Kiel mindestens mitbestimmt wurde durch die Sorge wegen einer allzu einseitigen und dauernden Festlegung auf der lateinischen Seite.

Anlage: Schriftenverzeichnis.

2. Wolfgang Schadewaldt, verheiratet, geb. 1900 in Berlin, wo er nach einem Besuch des Fichtegymnasiums und anschließendem Hilfsdienst- und militärischem Ausbildungsjahr (1917/18) studierte und 1924 promovierte. Als wir schon 1926 ihn an dritter Stelle als Nachfolger Professor Deubners vorschlugen, war die Habilitation des damaligen Assistenten am Berliner Philologischen Seminar noch nicht abgeschlossen, und wir bezogen uns wegen des Wagnisses eines solchen Vorschlags u. a. auch auf die Auskünfte Berliner Fachvertreter. Schon im folgenden Jahr gelangte Schadewaldt in sein jetziges Königsberger Ordinariat. Damals lag sein Erstlingsbuch vor „Monolog und Selbstgespräch (1926)“, formgeschichtliche Untersuchungen, deren Vorzug in einer gesunden und überaus ergebnisreichen Verbindung des altbewährten Interpretationsverfahrens mit neueren, sogen. geisteswissenschaftlichen Fragestellungen bestand. Der Verfasser trat hiermit nach dem einmütigen Urteil aller Sachverständigen ohne weiteres in die vordere Reihe der Mitforscher. Seither hat er trotz der Kürze der inzwischen verflossenen Zeit und trotz der Nötigung sich in seine Lehraufgabe einzuarbeiten neben scharfsinnigen und technisch vorzüglichen Untersuchung eines Tragikerpapyrus (im Hermes 63, 1928) seine wichtige Habilitationsschrift über Pindar veröffentlicht (Königsberger gel. Gesellsch. V 3, 1928). Soeben erscheint auch eine Schrift über Thukydides von ihm nachdem er über das gleiche Thema auf der letzten Weimarer Fachtagung einen Vortrag gehalten hat, der lebhaft Anerkennung fand, auch wegen seiner ansprechenden Form. Weniger allgemein dürfte die Zustimmung sein zu Schadewaldts Habilitationsvortrag über das Problem des Übersetzens (die Antike III 1927): bedeutend ist indessen auch diese Leistung. Demnach sind alle Voraussetzungen dafür gegeben, unsere Nennung von 1926 zu wiederholen.

Die Folgeordnung der zwei Namen gründet sich nicht in erster Linie auf die naturgemäß größere Amtsbewährung des Älteren, sondern vor allem auf die in den Schriften ausgewiesene Vielseitigkeit Lattes, die beide Sprachen und die geschichtliche Entwicklung des Altertums, und zwar nicht nur nach der litterarischen Seite hin, bis in die Ausgangszeiten umspannt. Hingegen sind die Arbeiten Schadewaldts bisher ausschließlich dem Griechentum des 5. Jahrhunderts und zwar den Werken des erhabenen Stils aus jener Zeit gewidmet gewesen. Diese Tatsache war zu berücksichtigen: ein Misstrauen gegenüber Schadewaldts zukünftiger Entwicklung liegt darin nicht.

Der Dekan:
gez. Ritter.

Dokument III (UAF B1/1256)

Philosophische Fakultät
der Universität Freiburg i.Br.

Freiburg i. Br., den 12. November 1930

Neubesetzung des Lehrstuhls für
Klassische Philologie.

An den Senat der Universität Freiburg i. Br.

Für die Neubesetzung des durch die Emeritierung von Geh. Hofrat Professor Dr. Otto I m m i s c h freiwerdenden Lehrstuhl für klassische Philologie macht die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg folgende Vorschläge. In der Erwägung, dass traditionsgemäß dieser Lehrstuhl im Besonderen der Wahrung der Lateinischen Philologie und römischen Altertumskunde gewidmet ist, nennt die Philosophische Fakultät

1. als einzig gegenwärtig verfügbaren qualifizierten Volllatinisten Dr. phil. Eduard Fraenkel, ord. Professor an der Universität Göttingen,
2. Dr. phil. Otto Regenbogen, ord. Professor an der Universität Heidelberg,
- 3- Dr. phil. Richard Harder , ord. Professor an der Universität Kiel.

1. Eduard Fraenkel, 1888 zu Berlin geboren, promovierte 1912 in Göttingen, habilitierte sich nach längerer Tätigkeit am Thesaurus Linguae Latinae München und kurzem Schuldienst 1917 an der Universität Berlin, wurde dort 1920 Extraordinarius, ging 1923 als Ordinarius nach Kiel, 1928 nach Göttingen.

Fraenkel gehört als Forscher wie als Lehrer zu den führenden Köpfen der heutigen lateinischen Philologie. Seine beiden Hauptwerke „Plautinisches im Plautus“ (1922) und „Ictus und Accent im lateinischen Sprechvers“ (1928) umfassen die vielschichtigen Probleme der altrömischen Poesie. Ein Interpret, der mit seltener Universalität die verschiedenartigsten Sachbereiche durchdringt, weiss hier kraft der Energie methodischen Forschens wie gewandter Darstellung die lebendige Eigentümlichkeit der Sprache wie die geistigen Werte altrömischer Kunst sichtbar zu machen. Die gleiche produktive Frische und gediegene Sicherheit im Meistern eines verzweigten Wissens lebt in zahlreichen Einzeluntersuchungen zur lateinischen Grammatik, Wortgeschichte, Verskunst, zu

den einzelnen grossen Vertretern der klassischen und nachklassischen Literatur, Cicero, Vergil, Horaz, Lucan, zur Sprache des römischen Rechts und darüber hinaus auch zur griechischen Komödie und griechischen Versgeschichte. Mit als einer der ersten hat Fraenkel die Frage nach dem Eigenwert der römischen Literatur gestellt, die über die gelehrte Sachforschung hinaus das geistige Verhältnis des heutigen Deutschen zum Römertum neu begründen will. Fraenkel bringt den inneren Problemen, mit denen das humanistische Gymnasium zu ringen hat, ein ernstes Verständnis entgegen. Als Lehrer wirkt er durch die sichere Führung des Methodikers wie vor allem durch die kräftige und leidenschaftliche Anteilnahme, die den Gelehrten mit seinen Gegenständen verbindet.

2. Otto Regenbogen, geboren 1891 in Neumarkt (Schles.) promovierte 1914 zu Berlin, war zunächst etwa 5 Jahre im preussischen Schuldienst tätig, habilitierte sich 1920 an der Berliner Universität, wo er 1923 Extraordinarius wurde und folgte 1925 einem Ruf als ordentlicher Professor nach Heidelberg.

Die Forschung Regenbogens umfasst weite Gebiete des griechischen wie des römischen Altertums: antike Philosophie und Naturwissenschaft, vor allem antike Medizin, ferner Geschichte der Geschichtsschreibung, Poesie der klassischen und nachklassischen Zeit. Alle seine Arbeiten, unter denen seine Dissertation zu Hippokrates (1914), sein Aufsatz über eine naturwissenschaftliche Forschungsmethode (1930), seine Abhandlungen über Herodot und Senecas Tragödien (1930) und sein in Vorbereitung befindliches Buch über Lucrez hervorrangen, bedeuten eine entschiedene sachliche wie methodische Förderung der Wissenschaft. In vorbildlicher Weise dient in ihnen strenge philologische Einzelforschung dem produktiven sammelnden Blick für die geistige Lebenseinheit der grossen schöpferischen Persönlichkeit wie für das sachgebundene Ganze des antiken wissenschaftlichen Systems. In einer Reihe allgemeiner Vorträge und Aufsätze beschäftigt sich R. mit der prinzipiellen Klärung der Fragen der humanistischen Schulbildung. Praktische Vorschläge zur Reform des Altertumsstudiums an der Universität bringt seine (aus Kommissionsberatungen im preuss. Kultusministerium hervorgegangene) Denkschrift (1930). Durch die ihm eigene eindringende Kraft des geschriebenen wie gesprochenen Worts versteht R. lebendig anzuregen und sich zu führen. Ein starkes persönliches Ethos im Bunde mit einem in langer Erfahrung erprobten didaktischen Geschick macht ihn zum Lehrer von zündender Wirkung.

3. Richard Harder, geboren 1896 zu Kiel, promovierte 1924 in Berlin, habilitierte sich 1927 in Heidelberg, ging im gleichen Jahr als ordentlicher Professor nach Königsberg und von dort 1929 nach Kiel.

Richard Harder ist schon in seinem ersten Buch „Ocellus Lucanus“ (1926) als Meister philologischer Editions-kunst und als gründlicher Kenner der antiken Philosophie und Bildungsgeschichte hervorgetreten. Seitdem hat er seinen eindringenden Scharfblick, sicheren kritischen Takt, seine konkrete historische Einfühlungskraft und wachen Sinn für jegliche geistige Form an verschiedenen Gegenständen (Orphismus, Manichäismus, antike Publizistik, Wirkungsgeschichte Platons im modernen Geistesleben) bewährt. Der erste Band seiner Plotinübersetzung, beruhend auf einem neu durchinterpretierten und emendierten Text, bedeutet einen wichtigen Schritt im Verständnis des Neuplatonismus. Seine Behandlung einer philosophischen Schrift Ciceros weist der Quellenforschung zur hellenistischen Philosophie neue Wege und stellt mit der Aufhellung von Ciceros Arbeitsweise zugleich den Eigenwert von Ciceros Philosophieren dar. Die Bedeutung von Ciceros Philosophie im Aufbau des römischen Humanismus würdigt sein Aufsatz über „Die Einbürgerung der Philosophie in Rom“. Ein noch nicht erschienen Buch über Heraklit schafft durch Ueberwindung der doxographischen Tradition der Interpretation der Vorsokratiker eine neue Grundlage. Harder ist seit 1925 Herausgeber der kritischen Zeitschrift für das gesamte klassische Altertum „Gnomon“, die er zu einem über die deutsche Philologie hinaus anerkannten kritischen Organ gestaltet hat. Als Königsberger Professor hat er richtungsgebend mitgewirkt an der engeren Fühlungnahme von Schule und Universität, wie sie in den Königsberger Vorschlägen zum Ausdruck kommt. Zum Lehrer befähigt ihn neben präziser Vortragskunst und konkret erfüllter Dialektik verstehende Menschenkenntnis und humorvolle Wärme.

Dokument IV

Freiburger Studentenzeitung. Herausgegeben von Erwin Künzel, Führer der Freiburger Studentenschaft. VII. Semester (XIV), Freiburg i. Br., den 27. Juli 1933. Nummer 6, S. 1.

Prof. Dr. Wolfgang Schadewaldt

Der neue deutsche Student

Das erste Semester des neuen deutschen Studenten geht mit dieser Woche zu Ende. Es war das Semester mutiger in die Zukunft weisender Anfänge. Es kam darauf an, einen ersten festen Rahmen zu schaffen, in dem der neue

Geist sich sammeln und formen und neuen Geist erzeugen konnte, den neuen Geist des politischen Studenten, d. h. des Studenten, den die deutsche Universität aus dem Volke kommend zum bewussten und verantwortlichen Teilhaber und Träger der deutschen Volksgemeinschaft formt. Die neuen Organisationen, die das studentische Leben in eine neue Bahn zwingen, stehen in den groben Hauptzügen fertig da. Durch das neue Studentenrecht ist der Student der verantwortliche Mitträger der hohen Schule geworden. Die bündische Gliederung der Studentenschaft ist Wirklichkeit geworden. Der Wehrsport hat seine ersten Proben bestanden. Der Arbeitsdienst des deutschen Studenten ist in Gang. Das Wohnheim deutscher Studenten und Arbeiter ist eröffnet. Kameradschaftsabend vereinigen Studenten und Freiburger SA. Die Fachschaftsarbeit ist wenigstens so weit in Betrieb, dass die Ziele schärfer hervortreten und die Möglichkeiten sich klären. Man spürt bereits, wie der Geist eines strafferen Willens und einer besseren Bereitschaft sich in den Räumen unserer Universitäten zu zeigen beginnt. Dies alles sind Anfänge, aber an diesen Anfängen haben Sie alle teil. In erster Linie die Männer unter Ihnen, die unter Zurückstellung ihres persönlichen Fortkommens und ihrer eigenen Interesse sich dem entsagungsvollen Dienst der Führerschaft gewidmet haben. Dann die Korporationen, die sich geschlossen in den Dienst des neuen Geistes gestellt haben. Endlich jeder einzelne von Ihnen, der den Sinn dieser schwerer Zeit begriffen hat und, wenn es manchen auch schwer fiel, doch fertigbrachte, die neuen Aufgaben auf sich zu nehmen und dabei die bisherigen nicht zu versäumen. Die Woche des neuen deutschen Studenten bot die Aufgabe einer Besinnung. Sie soll die neuen Leitgedanken und Willensrichtungen, die seit drei Monaten nicht mehr nur auf dem Papier stehen und die Köpfe beherrschen, im Rahmen des formulierten Worts noch einmal klar herausstellen. Über die Ferien und ihre besondere Arbeit soll sie hinüberweisen auf das Wintersemester, dessen Aufgabe es sein wird, vieles, was jetzt schwungvoller Anfang war, zu klären und zu festigen und tief in die neue Wirklichkeit der deutschen Universität einzuwurzeln. Wirklich tut solche Besinnung dringend not. Dieses Semester der Anfänge hat auch bewiesen, dass noch nicht Entwürfe und Organisationen, sondern erst die Leitung den Erfolg schafft. Der heutige Student muß es vielfach noch lernen, den neuen deutschen Studenten wirklich zu wollen. Er muß das Bild des neuen deutschen Studenten in seiner verpflichtenden Kraft vor Augen haben, um klar zu sehen, was es heißt, neuer Student zu sein und um es mit vollem Ernst und vollem Bewusstsein ins Werk zu setzen.

Ein großer Deutscher hat das Wort gesprochen: Es sei eine Eigenart des Deutschen, dass er über allem schwer werde und alles über ihn schwer werde. Es ist aber ebenso eine deutsche Eigenart, gerade aus der Schwere und dem Schweren den Willen und die Kraft zur Überwindung des Schweren zu schöpfen. Die Geschichte hat unserem Volk heute die Aufgabe zudiktiert, das Wesensbild des deutschen Menschen, das schon seit Jahrhunderten mit manchem Erfolg und manchen Rückschlägen nach Entfaltung ringt, neu zu sammeln und klar und scharf fassen und so das Zukunftsanzicht des deutschen Geistes zu prägen. In dieser großen Erziehungsaufgabe fällt dem Akademiker, der der wissende Führer des Volkes sein soll, die schwere, aber auch heilige Aufgabe der Selbsterziehung zu. Das Studium, wenn es heute rechtes Studium sein soll, muß neue Aufgaben übernehmen, muß seinen Sinn erweitern und vertiefen. Es ist heute nicht mehr genug, dass der Student lerne um des Lernens willen. Lernen um des Lernens willen ist im Sturm unserer Tage nur eine besondere Art von Müßiggang. Die Zeiten sind vorbei, wo es möglich war, daß man nur um eines Amtes oder einer künftigen Stellung willen studierte, oder um einen Stande anzugehören und Geld zu verdienen. Das Lernen des neuen deutschen Studenten ist Dienst, Dienst für die deutsche Volksgemeinschaft, der der Student einmal als Lehrer, Arzt oder Richter dienen soll. In diesem Dienst wird das Studium zu dem, was „Studium“ eigentlich bedeutet und was vielfach vergessen war, zu Leidenschaft des Eifers. Der Student soll wieder ganz das sein, was sein Name besagt, der Eifrige“, der „Eifernde“. Und in diesem Eifer soll er die neue studentische Freiheit bewahren. Sie besteht nicht im Belieben zu tun und zu lassen was einem passt. Wie alle rechte Freiheit besteht sie darin, das, was man muß und soll, zu wollen. Und wenn die alte studentische Freiheit, da wo sie ernst genommen wurde, die Verantwortung des einzelnen für sich selber bedeutete, so begreift die neue studentische Freiheit die schwerere, aber weit stolzere Verantwortung des einzelnen die Gesamtheit. Diese Verantwortung für die Gesamtheit duldet nicht mehr, dass der Student sich in das einzelne seines Faches verliebt und verliert. Sie verlangt, dass er in Auseinandersetzung mit dem einzelnen für das Ganze erwache, das uns alle umfasst und trägt. Dies Ganze aber ist nicht ein blutleerer Schemen, eine abstrakte Idee, sondern die lebendige und tragende Gemeinschaft unseres Volkes, durch die und für die wir sind. Von hier aus erhält das neue Studium sein Recht und seine Kraft.

Diese Gemeinschaft unserer Volkes beignet uns in dreifacher Gestalt: erstens als Gemeinschaft des Stammes und des Volkes, zweitens als Gemeinschaft unseres Schicksals und unseres Handelns, drittens als Gemeinschaft des deutschen Geistes und seiner Geschichte. In das Bewusstsein dieser dreifachen Gemeinschaft soll der neue Student hineinwachsen. Dies ist der geistige Sinn des Studiums unserer Zeit, der Zeit der großen Sammlung und neuen Kristallisation der Kräfte unseres Volkes. Die Aufgabe des Studiums ist damit schwerer, aber auch umfassender, tiefer, männlicher geworden. Der neue deutsche Student hat nicht nur einen einfachen Dienst zu leisten, den Dienst an der Wissenschaft. Sein Dasein wird bestimmt und geformt durch einen dreifachen Dienst, wie Martin Heidegger ihn gültig formuliert hat: durch den Arbeitsdienst, den Wehrdienst und den Wissensdienst. In der Dreiheit dieses Dienstes erringt er das dreifache Bewusstsein des deutschen Stammes, des deutschen Schicksals und des deutschen Geistes. Und in diesem dreifachen Dienst, der ihn aus den Hörsälen ins

Freie führt und ihn mit anderen Schichten unseres Volkes in Verbindung bringt, lernt er auch das, was Wissenschaft sein kann und wieder sein muß, ursprünglicher lebendiger umfassender begriffen.

Der erste Dienst des neuen deutschen Studenten ist der **Arbeitsdienst**. Er ist notwendig und unerlässlich, weil der neue Akademiker von vornherein in das Bewusstsein der Gemeinschaft des deutschen Stammes hineinwachsen muß, von der es keine Unterschiede der Stände gibt. Im gemeinsamen Leben und Schaffen mit dem deutschen Arbeiter und Bauern soll die starre Kruste der Unfreiheit gebrochen werden, die als falsche Vornehmheit und leerer Dünkel des Akademikers unwürdig ist. Wenn er im späteren Leben lehren, heilen, richten soll, so muß er von selbst ein Verständnis dafür haben, wie es dem andern Volksgenossen ums Herz ist. In der gemeinsamen Arbeit und Aussprache mit den Kameraden des Arbeitslagers soll der deutsche Student die Welt des Arbeiters und des Bauern wirklich kennen lernen. Hier soll er belehren und sich belehren lassen. Und vor allem, er soll sehen, dass Gesundheit des Denkens und Geradheit des Urteils nicht ausschließlich abhängen vom Absolvieren einer neunstufigen Lehranstalt. Durch das eigene Mitschaffen mit Spate und Hake soll der Akademiker die Ehrfurcht lernen vor der schwielenbedeckten Hand, aus der der Segen der Arbeit über das ganze Land fließt, ein Segen, von dem er selber Genuß und Nutzen zieht. Die Arbeit soll ihn die Einfachheit der Gesinnung lehren, sich in seinem späteren akademischen Beruf als schlichter Handwerker zu fühlen, der die Dinge klar ins Auge faßt und ohne viel Aufhebens ruhig und reell seine Sache tut. Mit der Anstrengung der Arbeit soll er auch die Befriedigung und das Glück der schaffenden Arbeit kennenlernen, vom dem der Intellektuelle, der nie selber gearbeitet hat, niemals etwas erfährt. Und das Bewußtsein, in gemeinsam schaffender Arbeit beim Straßenbau, bei der Ernte und im Moor etwas geleistet zu haben, das ganz sichtbar dauert und fruchtet, wird den deutschen Studenten neu mit einem Stück Heimaterde verbinden in einem Gefühl wurzelechter natürlicher Zugehörigkeit, as besser ist als bloße Naturschwärmerei. Und die Arbeit selbst, sie soll ihn lehren, was keine Tätigkeit, auch die geistige, nicht entbehren kann, das Zupacken-Können am rechten Ort.

Der zweite Dienst des deutschen Studenten ist der Wehrdienst. Er ist notwendig, um den Akademiker zur strengsten Bereitschaft in jenem gemeinsamen Handeln zu erziehen, welches das gemeinsame Schicksal der Nation formt. Gemeinsames Handeln erwächst nur da, wo eine doppelte Verpflichtung in aller Ausschließlichkeit erfüllt ist: die Verpflichtung des richtigen Führens und die Verpflichtung des richtigen Folgens. Im Wehrdienst soll der Führer einsehen, daß es zum Führen nicht genügt, Befehle zu geben, sondern daß die ganze Gespanntheit und Gefaßtheit des überlegenen Könnens und der überlegenen Entschlossenheit nötig ist: Selbstbeherrschung im umfassenden Beherrschen der Gesamtlage, Mut zur eigenen Entscheidung, Beharrlichkeit im Durchhalten und schnelle Wendigkeit im Auffassen und Umdenken. Im Wehrsport lernt der deutsche Student das richtige Folgen. Es besteht nicht im bloßen, herdenmäßigen Mitlaufen, sondern darin, daß man Zwang will und den Willen in sich erweckt, das eigene Wollen restlos dem Willen des Führers zu unterwerfen. Dies ist der Wille zur Zucht. Er reißt den Einzelgänger aus den engen Schranken seines Individualismus heraus und läßt in der Gemeinschaft des Handelns und Folgens so stark wie sonst niemals fühlen, daß er nur Teil des eigentlichen handelnden Ganzen ist. Dieser Gemeinschaftswille muß so stark sein, daß der einzelne die Kraft gewinnt, im Folgen und Ertragen von Anstrengungen jede Frage nach Sinn und Zweck in sich zu unterdrücken. Und aus diesem Gemeinschaftswillen erweckt zwischen den einzelnen Gliedern der Truppe ein ganz besonderes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Es beruht nicht auf besonderer persönlicher Vorliebe und Neigung, auf Gleichheit der Interessen und Anlagen, sondern ist selbstverständlich da zwischen denen, die das gemeinsame Handeln-müssen zusammengeschweißt. Dies echt männliche Gemeinschaftsgefühl ist die Kameradschaft. Hier sollen die Studenten wirklich „Kommilitonen“, d. h. „Kameraden“ sein.

Der dritte nationale Dienst des deutschen Studenten ist der Wissensdienst. Er bestimmt, recht verstanden und recht geleitet, den besonderen Charakter der Universität als der hohen Schule unseres Volkes, aber er wird umschlossen und getragen von dem grundsätzlich gleichberechtigten Dienst der Arbeit und dem Wehrdienst. Wie der Arbeitsdienst den Studenten als Mitschaffenden hineinstellt in die Gemeinsamkeit des Volkes, wie der Wehrdienst ihn als gemeinsam Handelnden hineinstellt in die Gemeinschaft des deutschen Schicksals, so stellt der Dienst an der Wissenschaft den deutschen Studenten hinein in den umfassenden Zusammenhang der tätigen deutschen Kultur und des deutschen Geistes der für die Gemeinschaft des Stammes und der Gemeinschaft des geschichtlichen Schicksals wurzelt.

Wir haben eine Zeit hinter uns, wo die freie Würde des Dienstes an der Wissenschaft durch den Andrang des Allzuvielen Gefahr lief, zertreten zu werden. Wo viele auf die Frage, warum sie studierten, nur die Antworten wußten: man käme woanders auch nicht vorwärts, wo das Unwesen der Scheine den Studenten geradezu zwang, aus der Hand in den Mund zu leben und vom ersten Semester an ans Examen zu denken. Der neue deutsche Student lehnt es ab, der Wissenschaft nur als Vorbildung für das Examen oder aus privater Liebhaberei zu dienen. Er will es wieder wahr machen, daß die Universität kein Konglomerat von Fachschulen ist, sondern nach dem Ausweis ihres Namens die Allheit und Einheit der Wissenschaften umfaßt. Und es ist sein Wille, in diese Einheit der deutschen Wissenschaft hineinzuwachsen, weil seine Ehre als künftiger Führer der Nation es erfordert, daß er als Wissender sich eins weiß mit dem Wesen und der Leistung unseres Volkes in der Gegenwart und in seiner Geschichte.

Diese Aufgabe des Wissensdienstes kann aber nur geleitet werden von dem, der das Wort „Wissen“ in seinem ganzen Ernst und seiner ursprünglichen Tiefe erfaßt hat. Wir wollen, heute nicht mehr an der Wissenschaft bauen wie am Turmbau zu Babel; man baut und baut, höher und höher, keiner weiß wohin. Wir wollen eine Wissenschaft, die sich ihres Weges, ihres Zieles und ihrer Einheit bewußt ist, die nicht wahllos das Richtige sucht, sondern im Suchen des Richtigen nach dem Wesentlichen fragt. Solche Wissenschaft ist nicht die wahllose Aufhäufung von Kenntnissen und die virtuose Anwendung zahlloser Methoden. Kenntnisse und Können sind selbstverständliche Voraussetzungen zur Wissenschaft und müssen durch Schulung erworben werden. Rechtes Wissen aber ist ursprünglicher und umfassender. Es wird nicht nur vom Kopf, sondern vom ganzen Menschen geleistet. Für die Wissenschaft, die einer hat, kommt es darauf an, was für ein Mensch er ist, lautet ein vielgenanntes Wort von Fichte. Und, was den Mensch zum ganzen Menschen macht, das macht die Wissenschaft zur Wissenschaft. Wissenschaft ist auch nicht reine theoretische Betrachtung oder private Bildung. Rechtes Wissen ist Haben und Beherrschen eines Teiles der Welt mit dem Blick auf das Ganze der Welt. Es wurzelt ursprünglich im Praktischen und vollendet das Praktische. Die Aufgabe dieses Wissens ist, die andrängende Wirklichkeit zu bewältigen und beherrschend zu meistern. So beruht rechtes Wissen auf drei ganz ursprünglichen Kräften und Fähigkeiten des Menschen. Diese Kräfte sind **der richtige Blick, der richtige Griff und das richtige Wort.**

Der richtige Blick, wie ihn der Seemann auf dem Meer, der Jäger auf der Fährte braucht, der richtige Griff, wie ihn der Landmann hinterm Pflug, der Schreiner an der Hobelbank bewährt, und das richtige Wort, das auch im Munde des Volkes den Nagel auf den Kopf trifft. Diese drei Kräfte verbürgen den richtigen Gebrauch der Kenntnisse und der Methoden und machen erst den Arzt zum Arzt, den Lehrer zum Lehrer, den Staatsmann zum Staatsmann, den Richter zum Richter, den Forscher zum Forscher. Der Dienst an der Wissenschaft soll den neuen Studenten zu dem Wissenden erziehen, der mit dem richtigen Blick, dem richtigen Griff und dem richtigen Wort sein Stück Welt beherrscht: die Welt der Geschichte oder die Welt der Natur, der Wirtschaft, des Rechtes, der Sprache, und von da aus soll er wachsen und zum wissenden und durch Wissen verantwortlichen Träger der Einheit des deutschen Geistes. Ausgestattet mit diesem rechten umfassenden und ursprünglichen Wissen soll er in seinen Beruf, der erst dann ein rechter Beruf ist, mit seiner Kraft dem Volke nutzen und mithelfen, das Wesen deutscher Art der Zukunft entgegenzutragen.

Dieser rechte Dienst an der Wissenschaft greift in das ganze neue studentische Dasein hinein. Auch Arbeitsdienst und Wehrdienst sind nicht davon zu trennen. Denn sie sind nicht wesensfremde Anhängsel, die Zeit rauben und etwa den „eigentlichen“ Wissenschaftsbetrieb gefährden. Das was Arbeitsdienst und Wehrdienst leisten: das richtige Zupacken, das richtige Führen und das richtige Folgen, die Zucht des Wollens, der Eifer des Einsatzes, die Wachheit und Schärfe des Blickes, alles das sind Eigenschaften, deren auch die recht verstandene Wissenschaft immer bedarf. „Alle Bildung fängt mit dem Gegenteil alles dessen an, was man als Freiheit preist“, sagt Nietzsche: sie fängt an „mit dem Gehorsam, der Unterordnung und der Zucht, mit der Dienstbarkeit“. Wir bejahen Arbeitsdienst und Wehrdienst als notwendige Ertüchtigungs- und Erziehungsmittel des neuen deutschen Menschen. Wir bejahen Arbeitsdienst und Wehrdienst zugleich als Erziehung zum rechten ursprünglichen Wissen.

Der Wissensdienst geschieht in den Vorlesungen, den Übungen, in den Arbeitsgemeinschaften der Fachschaften. Hier muß irgendwo der Ort sein, wo Kenntnisse vermittelt und Können geschult wird und wo auch der neue deutsche Student sich den sicheren Boden erobert, den er beherrscht und von wo aus sich ihn das Ganze erschließt. Denn es ist eine Selbstverständlichkeit, daß eindringendes Können nicht verloren gehen darf über dem Hochflug des neuen Wollens. Es wäre ein grobes Mißverständnis, den Könnler deswegen, weil er etwas kann, einen Spezialisten zu schelten. Spezialist, im verwerflichen Sinne des Wortes, ist nicht der, der frei und sicher sein Wissen und Können beherrscht, sondern der, für den mit den engen Grenzen seines Fachs die Welt zu Ende ist. Ein grobes Mißverständnis ist es auch, zu meinen, der Lehrbetrieb in Vorlesungen und Übungen hätte nur für die Fachausbildung zu sorgen. Die Professoren sind nicht wandelnde Folianten, bei denen der Student sich die zweckdienliche Fachausbildung holt. Sie betrachten sich nicht „eigentlich“ als Gelehrte und Forscher, die die Lehre nur nebenbei betreiben. Forschung und Lehre sind eine Einheit, und in Vorlesungen und Übungen soll nicht über Wissenschaft geredet werden, sondern hier soll sich täglich und stündlich Wissenschaft ereignen. Der Student ist als der Lernende nicht bloß der Nehmende, wie der Professor nicht bloß der Gebende ist. Lehren und Lernen bilden gemeinsam die Einheit eines gegenseitigen Nehmens und Gebens und damit die Einheit rechten Wissens, dessen uralter Grundcharakter die Gemeinschaft der Aussprache in Frage und Antwort ist. Sie ist nur möglich, wo der Ehrfurcht des Lehrers vor dem Schüler auch die Ehrfurcht des Lernenden gegenüber den Lehrenden entgegenkommt. Der Wissensdienst des neuen Studenten vollzieht sich endlich in den Arbeitsgemeinschaften der Fachschaften. Ihre Aufgabe ist es nicht, die fruchtbare Gemeinschaft im gemeinsamen Bemühen und die Wissenschaft herabzuwürdigen zu leerem Pauckbetrieb, zu Seminaren zweiter Güte, aber ebensowenig sollen sie einer fadenscheinigen Allerweltsbildung nachgehen, einem Allerweltsverstehen, dessen Wesen die Charakterlosigkeit ist. Wir brauchen keine Bücherwürmer. Wir brauchen auch keine Menschen mit Tausenden von sogenannten Interessen. Wir brauchen klare Köpfe und begeisterte Herzen. Darum ist der Fachschaftsdienst nur dann rechter Wissensdienst, wenn er das reine Fach überwindet: es soll in ihm das strenge Bemühen wachsen, von dem Boden des Faches aus zu den allgemeinen Zusammenhängen vorzudringen, in denen jedes Fach

ursprünglich wurzelt, und vor allem das Fachgebiet zu befragen, nach dem; was es für unsere Gegenwart leisten kann und für unsere deutsche Geschichte geleistet hat. Die Fachschaften, wenn sie erst richtig eingeführt sind, können den inneren Aufbau der Universität aufs fruchtbarste neu gestalten.

In Arbeitsdienst, Wehrdienst und Dienst an der Wissenschaft hat der neue deutsche Student seine nationale und seine soziale Aufgabe ergriffen. Die deutsche Volksuniversität kommt damit dem großen Erziehungssymbol nahe, das Platon fand, wenn in seinem Erziehungsstaat Handwerker, Wehrhafte und Wissende zusammenwirken. – Aber, so kann man fragen: wo ist der neue deutsche Student? Ich antworte: er ist vielleicht noch nirgendwo, und er ist in Ihnen allen. Die Grundsteine sind überall gelegt, und die Gerüste stehen. Aber es hat sich bereits gezeigt, wieviel Erfahrung noch nötig ist, damit die alten und neuen Organisationen wirklich ineinandergreifen und ohne gegenseitige Störung ineinanderarbeiten. Wir müssen alle voneinander lernen. Arbeitsdienst, Wehrdienst und Dienst an der Wissenschaft dürfen auf die Dauer nicht unverbunden nebeneinander bestehen, sondern müssen zur wirklichen, wirkenden Einheit verschmolzen werden, zur Einheit, die den einheitlichen Geist der neuen deutschen Universität trägt. Diese Verschmelzung kann aber nicht durch bloße Organisationen herbeigeführt werden. Diese Verschmelzung muß sich vollziehen im Wollen der Menschen, die die lebendigen Träger jener Organisationen sind, d. h. im Wollen des neuen deutschen Studenten selbst, der sich mit seiner studentischen Ehre für das Schicksal und die Zukunft unseres Vaterlandes verantwortlich fühlt. Die Aufgaben sind der Universität und ihren Studenten durch die Forderungen der neuen Zeit und des neuen Staates gestellt. Von der Universität und ihren Studenten hängt es ab, ob die Universität vor diesen Aufgaben bestehe. Soll die „Dämmerung über uns hereinbrechen, in der die Eule der Minerva ihren Flug nimmt“ (Hegel)? Oder soll die deutsche Universität einem neuen zukunftsreichen Tag entgegengehen? Der deutsche Student trägt mit an dieser Entscheidung. Das Ziel liegt vor ihm und der Weg ist frei.

Dokument V (zu Anm. 116)

Entwurf für die Gründung eines Instituts für Altertumskunde an der Universität Freiburg

Die Entwicklung der einzelnen Disziplinen zu Sonderwissenschaften hat besonders in der philosophischen Fakultät zerstörend gewirkt. Weit über das Maass der anderen Fakultäten hinaus, wo sich die Vertreter der reichgegliederten Disziplinen gegenseitig auf Grund einer gemeinsamen geistigen Grundlage weitgehend verstehen können, sind die Disziplinen der philosophischen Fakultät so weit von einander gewichen, dass eine Verständigung über den Rahmen der Fachwissenschaft hinaus fast unmöglich geworden ist. Selbst innerhalb eines in sich geschlossenen Faches, wie es die griechische und lateinische Philologie immer noch ist, sind Tendenzen fühlbar geworden, nicht nur lateinisch gegen griechisch und umgekehrt auszuspielen, sondern unter immer weiterer Zersplitterung Grammatik, Epigraphik, Papyrologie, Metrik usw. als selbständige Wissenschaften abzuspalten. Die zur Zeit erwachte Selbstbesinnung hat zu der Erkenntnis geführt, dass diese Entwicklung nicht im Wesen der Einzeldisziplin begründet ist.

Das Ergebnis bestand nicht nur in einer grossen Unsicherheit der Studierenden der Vielzahl von Fächern gegenüber, über deren relativen Wert dem Ganzen gegenüber der Anfänger kein Urteil haben kann, sondern auch in einer Schrumpfung des einzelnen Faches, wenn beispielsweise 50 Studierende der Altertumswissenschaft auf 10 Archäologen, 10 Althistoriker, 10 Lateiner, 10 Griechen und 10 weitere Spezialisten sich aufteilten. Endlich sind durch die Vielzahl der Institute die verfügbaren Mittel in verhängnisvoller Weise zerteilt und damit unzureichend geworden, doch kann das letztere nicht zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen werden, da wirklich und wesentlich begründete Ansprüche trotzdem befriedigt werden müssten.

Eine Abkapselung des Einzelfaches entspricht weder dem Bedürfnis der Lehre noch dem der Forschung. Welche Gründe in einer vergangenen Zeit dazu geführt haben, mag hier unerledigt bleiben, da eine solche Polemik im Negativen stecken bleiben würde. Daran kann kein Zweifel bestehen, dass die verlorengegangene geistige Einheit durch irgend eine Form der Zusammenfassung wiedergewonnen werden muss. Wohl kann man verschiedener Meinung darüber sein, welche Beziehungen hierbei Ausschlag gebend sein sollen, da z. B. die künstlerisch interessierten Fächer (Archäologie, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft) oder die Grammatiken (deutsch, neuere Sprachen, alte Sprachen usw.) etwas Gemeinsames unter einander haben, das Beachtung verdient. Eine gesunde Zusammenarbeit versprechen wir uns nur von denjenigen Fächern, welche sich mit räumlich-zeitlich verbundenen Gegenständen befassen, deshalb, weil damit gewisse gemeinsame Voraussetzungen gegeben sind, die insbesondere für die Lehre wichtiger sind als Gemeinsamkeiten der Methode oder des Aspekts.

Unter den grossen Kreisen, innerhalb deren sich das geistige Leben der Fakultät – wenn von einem solchen wieder die Rede sein kann – abspielen wird (etwa Philosophie, Deutschkunde, Kunde der Nachbarländer, Altertumskunde), ist die Verbindung von griechischer und lateinischer Philologie, klass. Archäologie, alter Ge-

schichte und Urgeschichte eine der natürlichsten, notwendigsten und die dem bisherigen Denken vielleicht am wenigsten ungewohnte. Die Einheit der klass. Philologie ist von Fachleuten ernsthaft nie bestritten worden. Die Unvollkommenheit des Lateinstudiums ohne Griechisch ist allgemein anerkannt. Die alte Geschichte ist für den klass. Philologen ebenso unentbehrliche Voraussetzung, wie die Philologie Voraussetzung für die alte Geschichte, mag auch die Eigentümlichkeit der Art die Dinge zu sehen noch so bewusst in den Vordergrund geschoben werden. Die Archäologie befindet sich in ähnlichen Lage, obgleich sie durch ihre grossen Publikationen etwas selbständiger gestellt ist; aber gerade diese Publikationen sollten dem klass. Philologen ebenso zugänglich sein wie sein gewöhnliches Handwerkszeug. Eine Überbetonung des bloss Antiquarischen zu Ungunsten des Künstlerischen kann aus dieser Nachbarschaft kaum Nahrung ziehen, zumal sie ihre Wurzel vielmehr in einer Spannung innerhalb der Archäologie selbst hat. Die Urgeschichte hier anzuschliessen ist ratsam, da sie selbst da, wo sie inhaltlich auf Deutschkunde und Geschichte hinweist, von den eigentlichen Zeiträumen dieser Wissenschaften weit entfernt ist und durch die Art ihres Materials der Archäologie sehr nahe steht; die griechische Frühgeschichte (mykenisch-kretisches Zeitalter) ist selbst Urgeschichte, und wichtige Teile der germanischen Urgeschichte erhalten ihre Deutung erst von den Germanenkriegen der Römer und der griechischen Geschichtswissenschaft aus.

Dass Querverbindungen bestehen, z. B. von antiker Volkskunde zur modernen Volkskunde, von der lateinischen Grammatik zur französischen, von der antiken Staatsphilosophie zu jeder späteren Staatsphilosophie usw. kann nicht bestritten werden. Die räumlich-zeitliche Zusammenfassung der Altertumskunde steht dazu nicht im Widerspruch, ebenso wenig wie die Trennung von englischer Literatur und Geschichte bisher eine Schwierigkeit erzeugt hat.

Wir versprechen uns von der Zusammenfassung

- für die Lehre jene Allseitigkeit des Unterrichts, die weit entfernt von pädagogischem Enzyklopädismus, die lebendige Anschauung der Vergangenheit gewährleistet. Anstelle einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit des Dargebotenen hat eine disziplinierte Einführung zu treten, an welcher alle Beteiligten kameradschaftlichen mitwirken. Anstelle kleiner Kreise, die von einander nichts wissen, tritt eine Fachschaft von angemessener Grösse, die auch dann, wenn das Seminar engste Spezialisierung verlangt, den Ausblick auf das Ganze offen hält.
- für die Forschung die Durchführung des team-work, das ohne Rücksicht auf die Eitelkeit des Einzelnen auch die Spezialuntersuchung durch ihre Einbettung in einen geistigen Kosmos rechtfertigt. Ungesunder Spezialisierung von Doktorarbeiten wird durch gemeinsame Preisarbeiten vorgebaut, die nicht sowohl eine verkappte Stipendiumverteilung an Lieblingsschüler, als vielmehr Richtungsgebung der gemeinsamen Lehre und Forschung sein sollen.
- Es braucht nicht verschwiegen zu werden, dass eine solche Organisation eine wirksamere Verteilung der zur Verfügung stehenden Mittel ermöglicht. Wir betrachten diese Frage als einen Nebenpunkt, wie auch die Organisation des Instituts, Raumfrage, rechtliche Stellung der Abteilungsleiter und Assistenten, u. a. Fragen als nicht prinzipiell zurückstehen müssen hinter der Vorentscheidung, dass nur eine ganze Lösung des Problems angenommen werden kann, dass wir nicht mehr in einer Zeit leben, wo persönliche Unbequemlichkeiten auf dem Wege des Kompromisses ausgemerzt zu werden pflegten zum Schaden des Ganzen. Endlich ist diese Zusammenfassung nicht apologetisch gedacht, da die Bedeutung des Altertums für die deutsche Erziehung ausser allem Zweifel steht (vgl. Volk im Werden II 1934 S. 226 ff). Wir sind für eine Leistung verantwortlich, die auf den bisher begangenen Wegen nicht erzielt werden kann. Auch die Wirkung im Sinne einer university-extension und durch sie hindurch die Volksverbundenheit kann nur durch einmütiges Miteinander gewonnen werden. Für Freiburg im Besonderen kommt die Frage der römisch-germanischen Beziehungen an der Limes-Grenze hinzu, die nicht mehr Gegenstand technisch vollkommener, wenigen bekannter Publikationen sein darf, sondern zu ihrem Teil die landschaftliche Verwurzelung der Hochschule fördern wird.

Freiburg i. Br. 29. 5. 35 Wolfgang Aly, Lektor der alten Sprachen

Dokument VI (zu Anm. 117)

Freiburger Studentenzeitung. Mitteilungsblatt des NSDStB. XI. Semester. 13. Juni 1935. Nr. 5, S. 4.

Aus der Arbeit der Dozentenschaft

Das Thema des letzten Schulungsabends lautete: Die neue Fragestellung der Geisteswissenschaften. Der Vortragende (**Professor Dr. Aly**) gab zuerst eine kurze Schilderung der Notlage der Geisteswissenschaften, die im liberalistischen Staate dadurch zu weitgehenden Zersetzungserscheinungen geführt habe, daß gleichzeitig die Wissenschaft an ihrer Stoffmasse ersticke, während der Zusammenhang mit dem Leben der Nation zerriß und egozentrische Motive zu einer Isolierung der einzelnen Fächer führten. Die in der philosophischen Fakultät zusammengefaßten Fächer, denen sich organisch die historischen und philosophischen Disziplinen der anderen Fakultäten anschließen sollten, können sich die einheitliche Fragestellung nur wieder erobern, wenn sie bereit sind, sich den Fragen der Gegenwart darzubieten, die ebenso sehr die Fragen der Jugend wie die Fragen jedes ehrlichen Nationalsozialisten sind. Der Vortragende führte u. a. aus:

Der Urgrund nationalsozialistischer Weltanschauung ist unbedingte Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit. Mit ganzen Leistungen, nicht mit halben Entschlüssen, Fiktionen und schönen Worten können wir hoffen, die Tatsachen unseres irdischen Daseins zu meistern. In dieser Härte beruht die Stoßkraft der Bewegung, auf ihr allein ihr Lebensrecht. Es ist erstaunlich, daß sich eine Universität, an deren Haus die Worte stehen: Die Wahrheit wird euch frei machen, sich nicht jubelnd dieser Bewegung in die Arme geworfen hat. Nur indem wir auf die Grundfrage aller Geisteswissenschaft zurückgehen: Wer sind wir selbst? können wir hoffen, das Übel an der Wurzel zu packen. Wir sind kein Haufen von Individuen, deren jedes seinen eigenen Trieben nach Belieben folgt. Wir sind auch kein Bienenstaat, wo die Summe der gleichgültigen Sonderexistenzen im Kollektivum untergeht. Wir sind ein Volk. Ein jeder lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod. So ist der Mensch in allen wirklich definitiven Angelegenheiten allein auf sich gestellt. Aber gleichzeitig ist der Mensch schon vor seiner Geburt in eine Gemeinschaft gebettet, durch Vater und Mutter verbunden mit der sich rasch ins Unübersehbare verlierenden Reihe der Vorfahren, möglich nur durch eine Gemeinschaft und bestimmt, selbst Gemeinschaft zu bilden. So ist auch der einsamste Mensch nicht allein: denn in ihm ist die Reihe der Generationen gegenwärtig, die ihm mit dem Leben auch seine Art überliefert hat. Erst dadurch lernt er Einsamkeit empfinden, daß er für die Gemeinschaft geboren ist. Aus der klaren Erkenntnis dieser Antinomie stammt die nationalsozialistische Einsicht in das Verhältnis des einzelnen zum Volksganzen. Indem die Not dieses Bewußtsein in uns wiederweckte, wurden wir erst ein Volk.

Die Form, in der ein Volk seine Lebensbedingungen kämpfend behauptet, ist der Staat. Dieser ist also nicht die von eigenen Volksgenossen ausgeübte Fremdherrschaft, sondern eine notwendige Form des Volkes. Indem dieser Staat in seiner reinen Verkörperung das Recht gewinnt, alle Lebensbeziehungen des Volkes wie des einzelnen zu erfassen, kann er nur als totaler Staat gedacht werden. Hier wird also weder das Bedürfnis vorliegen, noch die Möglichkeit bestehen, sich auf die Insel eines geistigen Bezirks zurückzuziehen, die man täglich vor dem Zugriff des als fremd empfundenen Staates zu schützen sucht, es müßte denn sein, daß man sich gleichzeitig von Staat und Volk trennt.

Mit der Totalität des staatlichen Anspruchs jedoch gewinnt die wissenschaftliche Leistung einen neuen Sinn. In dem Staate, dem wir nur soweit angehören, als äußerer Zwang oder zustimmendes Urteil bewirkten, konnte unsere Leistung nur soweit wir diesen Staats bejahten, diesem gehören. Primär war nur der Anspruch des Arbeitenden selbst, den Ertrag seiner Arbeit zu genießen, wie er wollte. Erst der totale Staat schuf den totalen Arbeitscharakter. Unsere Arbeit gehört primär und ganz dem Staate und durch den Staat dem Volke. Während der liberale Staat wie im Sport den Rekord so in der Wissenschaft den großen einzelnen züchtete, so führt der totale Arbeitscharakter zum team-work, der Gruppenleistung, wie sie de facto in jeder großen Erkenntnis von Natur beschlossen liegt. Denn jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger und reicht die halbvollendete Arbeit anderen weiter. Wir werden das aber nicht aus persönlicher Eitelkeit verschleiern, sondern in kameradschaftlicher Gesinnung anerkennen.

Der Vortragende führte nun weiter aus, wie auf Grund dieser Voraussetzungen sich die Aufgaben gestalten, die sich auf den Ursprung, das Wesen und die Geschichte unseres Volkes richten, auf seine Sprache, Kunst und Sitten, auf seinen ständischen Aufbau, die im Volke wirkenden Mächte der Masse und ihre Lenkung, die Erziehung des Deutschen, auf die Art, Politik, Kultur und Wirtschaft unserer Nachbarländer und auf das Wesen deutschen Denkens und Glaubens für sich allein und im Vergleich mit dem der anderen Nationen. Neben diesen Fragen der Zeit werde der Staat aber auch für das Fragen des einzelnen Gelehrten ein Verständnis haben, wenn es aus dem Geiste dieses Staates erwachsen sei, denn nur der Fachmann könne entscheiden, was scheinbar gleichgültig sei und doch überraschend aktuelle Bedeutung gewinnen könne. Nicht im Stofflichen zeige sich die geistige Orientierung dieses Arbeitens. Er fuhr dann fort: Nur die Selbstbesinnung des Forschers und Lehrers auf die philosophische Grundfrage, die Ausrichtung auf Volk und Staat und die radikale Verneinung egozentrischer Motive, diese drei Forderungen geben uns unsere Freiheit, unseren Adel und unser Recht, an diesem Staate mitzuarbeiten. Alles andere ist nur Folgeerscheinung. Aber wie ist das zu erreichen? Durch Schulung, Erziehung oder durch Mimikri? Mit den letzteren wollen wir kurz abrechnen. Wer mit hochentwickelter Verstellungskunst und hoher intellektueller Begabung den Nationalsozialisten spielt, ist unser gefährlichster Feind. Sein Tun ist auf Lüge aufgebaut. Schulung ist ein oft gehörtes Wort. Sie ist notwendig und gut, und jeder kann sie brauchen. Aber

sie setzt das Beste eigentlich schon voraus, den Willen zur Gemeinschaft. Oder glaubt man vielleicht durch Übermittlung von positivem Wissen ein inneres Widerstreben in sein Gegenteil verkehren zu können? Dasselbe gilt von der Erziehung der kommenden Generation. Wo diese nicht von dem Willen getragen ist, den Kampf gegen den Widersacher draußen und den Schweinehund in uns dauernd im Flusse zu halten, kann sie nur eine Maske erzeugen, die doch irgendwann einmal abfällt. Das Letzte und Beste ist doch immer Sache eines jeden selbst. Doch nicht Privatsache im Sinne des Liberalismus, die in jeder nach seinem eigenen Belieben betreiben kann oder auch nicht. Was uns vor unserem Volke rechtfertigt, was allein der Hochschule und der auf ihr gelehrten Wissenschaft die Achtung des Volkes wiedergeben kann, ist ein Prozeß vor dem strengsten Richter, den es gibt, vor dem eigenen Gewissen. Dem hat noch niemand etwas vorgemacht. Nationalsozialismus ist Entscheidung, nicht das einmalige, wenn auch noch so ehrlich gemeinte Bekenntnis zu einer Tatsache oder Lehre, sondern tägliche Entscheidung für das, was wir wollen, kompromißlose Entscheidung ohne Rücksicht auf das, was menschliche Schwäche und Konvention, Eigenbrötelei oder Eitelkeit uns wünschenswert erscheinen lassen. Indem wir den Kampf wollen, wollen wir auch wissenschaftlich unseren Mann stellen und wir werden es, weil unsere Weltanschauung uns zur Wahrhaftigkeit und zur Sachlichkeit zwingt. Es kommt nicht darauf an, was einer treibt, sondern daß er das, was er treibt, ordentlich macht. Deshalb ist uns nationalsozialistische Geisteswissenschaft kein Problem, sondern eine fröhliche Gewißheit.

Dokument VII (zu Anm. 119)

Freiburger Studentenzeitung - Kampfblatt des NSD.-Studentenbundes. Hochschulgruppe Freiburg i. Br. XII. Semester. 3. Dezember 1935. Nr. 3, S. 2:

Hans Oppermann

Geschichte und Tradition. „Was war, wissen wir, was sein wird, können wir wollen“.

In der Artikelreihe der kulturwissenschaftlichen Fachschaft „Neue Hochschule“ bringen wir heute den dritten Beitrag, der sich grundsätzlich mit dem Problem Geschichte – Tradition befasst.

Die große Abschlussrede des Führers auf dem Nürnberger Parteitage, die in klarer Überschau das geschichtliche Schicksal unseres Volkes und seinen tiefsten Sinn vor Augen führte, ist ein Mahn- und Weckruf nicht zuletzt an die, die an Deutschlands Schulen und Hochschulen als Wächter dieses geschichtlichen Erbes bestellt sind, an die, die einst dieses Erbe an nachfolgende Generationen weitergeben werden. Gerade die Lehrenden und Lernenden an den deutschen Universitäten werden von dieser Kundgebung stärkste Antriebe empfangen, ihrer Arbeit wird hier die Bahn gewiesen, die sie einzuschlagen hat, wenn sie ernstlich ihre Aufgabe gegenüber dem Volke und den Notwendigkeiten seines Lebens erfüllen will.

Volkwerdung der Deutschen

Volkwerdung der Deutschen! Das ist mit wenigen Worten das große Leitmotiv, das unsere Geschichte durchzieht. Es ist das ewige Streben der Größten unseres Volkes, nach dem in immer neuen Anläufen unsere Besten greifen. Sie ist aber auch das Ideal, von dessen Verwirklichung immer wieder ein bitteres Schicksal mit rauher Hand unser Volk zurückweist.

Wenn wir heute mit Dankbarkeit und Stolz sagen können, daß wir dem Ziel näher sind als je im Laufe der zwei Jahrtausende deutscher Geschichte, so dürfen wir eins nicht vergessen: Nähe und Verwirklichung des Zieles dürfen uns nicht in trügerische Ruhe wiegen.

Noch gilt es, das Erreichte zu festigen und für alle Zukunft sicher zu gründen, noch sind, unterirdisch zwar und getarnt, Kräfte am Werke, die teils böswillig und bewusst, teils unbewusst und in guter Absicht die endgültige Festigung der deutschen Volksgemeinschaft gefährden oder sie gar untergraben wollen. Der Kampf um das Ziel ist mit der Machtergreifung nicht beendet, sondern nur auf ein anderes Gebiet verlegt. Er vollzieht sich nicht mehr auf der Straße, auf der heute ungehindert die Garanten des Dritten Reiches marschieren, er wird geführt im geistigen Ringen von Mensch zu Mensch, ja in der Brust des Einzelnen.

In diesem Kampf um uns selbst und mit anderen unseren Mann zu stehen, die widerstrebenden Kräfte zu überwinden und zu gewinnen, die in der Sphäre der äußeren Macht erkämpfte Einheit für alle Zeiten in Seele und Geist unseres Volkes fest zu verankern – das ist gerade dem sogenannten Gebildeten als seine Aufgabe gestellt. Was der Arbeiter, der Bauer aus eingeborenem Instinkt bejaht – aus einem Instinkt, der sich vielfach als richtiger bewährt hat denn die Weisheit des Gelehrten -, das wollen wir ins Bewusstsein unseres Volkes heben, darüber wollen wir uns nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch geistig Rechenschaft geben, ohne es zu zerreden.

Und dabei wollen wir nicht der Gefahr erliegen, die stets am Wege des Geistes lauert, der Gefahr, dass solche geistige Rechenschaft zum Selbstzweck wird und die Tat lähmt. Stets muß das Bewusstsein uns durchdringen, dass auch unser Tun Kampf ist, Kampf um die Verwirklichung der Einheit unseres Volkes im Geistigen, und daß all unser Lehren und Lernen nur von diesem Ziele her Sinn und Berechtigung empfängt.

Geschichtliches Bewusstsein

Aus der Rückschau auf die Geschichte unseres Volkes wird uns der Sinn dieses Geschehens klar, und wir sehen die oft wunderbar verschlungenen Wege, die das Schicksal die Deutschen geführt hat, während sie der kommenden Einheit entgegenwachsen. Zugleich aber erscheint dieser Sinn, den wir als Volkwerdung der Deutschen bezeichneten, vor uns als ein aufgegebenes Ziel, um dessen Erreichung wir immer erneut ringen müssen. Das ist das Wesen echten geschichtlichen Bewusstseins, dass es das Gewesene nicht als abgeschlossen und erledigt betrachtet, sondern aus ihm die Aufgaben der Zukunft wachsen sieht. Für den wahrhaft geschichtlich denkenden Menschen ist die Vergangenheit nicht der erstarrte Gegenstand einer objektiven Wissenschaft, die nichts zu tun hat als Tatsachen festzustellen. Als Leben seines Volkes ist ihm die Geschichte ein Teil seines eigenen Lebens; sie zeigt ihm, von wannen er kommt, sie zeigt ihm zugleich, wohin er zu gehen hat, wenn er nicht sich selbst untreu werden will. Nach unerforschlichem Schicksalsschluß sind wir in diesen Ablauf, der aus dem Einst in das Kommende führt, hineingeboren. Aber wir sind ihm nicht als Sklaven unterworfen.

Was war, wissen wir, was sein wird, können wir wollen.

Doch wird dieses Wollen nie eine bleibende Zukunft schaffen, wenn es nicht aus dem Wissen um das, was war, herkommt, wenn das Ziel nicht dem Gewesenen organisch entwächst. Geschichte lehrt, daß blinder Fatalismus ebenso in die Irre geht wie zügellose Libertinage. Sie lehrt, dass wir alle, eben weil wir Menschen sind und als solche Glieder einer Gemeinschaft, unter der Übermacht des gemeinsamen Schicksals dieser Gemeinschaft stehen. Und nur wenn er freiwillig und bewusst dieses sein Schicksal, das sich aus dem Wesen menschlichen Seins ergibt, auf sich nimmt, es bejaht und aus ihm heraus lebt, hat das Leben des Menschen einen Sinn.

Alles Geschehen ist einmalig !

Geschichte lehrt aber auch, dass das Vergangene nie wiederkehrt. Es gehört zum Wesen eines Geschehens, dass es einmalig ist. Trotzdem glauben viele Menschen, die Aufgabe, die die Geschichte stellt, sei mit einer einfachen Wiederholung dessen, was war, erfüllt. Nichts zeigt vielleicht deutlicher, wie ungeheuer schwer es ist, aus wirklichem geschichtlichen Bewusstsein heraus zu leben und zu handeln, als die Anzahl derer, die, von dieser Aufgabe erdrückt, ihr ausweichen in das Bestreben, die Vergangenheit festzuhalten und zu erneuern. Es sind die Menschen, die nicht aus Geschichte, sondern nur aus Tradition leben. Tradition ist das nur Überkommene, das Festhalten an ihm, die unveränderte Wiederholung des Vergangenen. Aus solchem pseudogeschichtlichen Denken wachsen die Kräfte, die wie oben gesagt, der endgültigen Einheit unseres Volkes auch im Geistigen entgegenstehen, mögen wir diese Kräfte nun als rationalistisch oder reaktionär bezeichnen. Überkommene dynastische und stammesmäßige Bindungen, Feudal- und Kastengeist, konfessionell begrenztes Denken – das alles bildet vereint jene Front eines nur aus Tradition genährten Widerstandes, die es mit allen Mitteln zu überwinden gilt, soll der Jahrtausende alte Kampf um die Verwirklichung des Sinnes der deutschen Geschichte nicht wieder einmal hart am Ziele scheitern. Dieser Geist der reinen Tradition weiß nichts von dem übermächtigen schicksalhaften Charakter geschichtlichen Daseins, unter dem der Mensch steht, er kennt nicht die freudige Bejahung dieses Schicksals, nicht den Willen, der aus dem Alten organisch das Neue schafft. Aber indem er auf diese Weise Zukunft und Vergangenheit zueinander in Beziehung setzt, in dem er an Stelle des geschichtlichen Schicksals die unerschütterliche Gültigkeit des Vorhandenen stellt, bleibt er dem echten geschichtlichen Denken trügerisch nahe, näher als der Radikalist, der die Vergangenheit überhaupt ignoriert. So ist Tradition gewissermaßen geschichtliches Bewusstsein im Zustande der Erstarrung. Die scheinbare Verwandtschaft macht die Verwechslung zwischen beiden leicht. Deshalb ist der Traditionalismus ein so gefährlicher Gegner jedes lebendigen geschichtlichen Bewusstseins.

Hier liegt der tiefste eigentliche Sinn des Schlagwortes vom Kampf gegen die Reaktion. Dieser Kampf wird geführt zwischen denen, die das lebendige geschichtliche Sein unseres Volkes, seinen schicksalhaften Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft bewusst bejahen und für die Freiheit dieses Weges kämpfen und jenen, die ihn verbauen und ihn am liebsten in eine tote Vergangenheit zurückbiegen möchten.

Vom eigentlichen Sinn der Bildung

Es liegt in der Natur dieses Kampfes, dass er im Letzten und Tiefsten auf geistigem Gebiete ausgefochten werden muß. Es geht bei ihm, wie gesagt, darum, den Sinn des Daseins unseres Volkes bewusst zu machen, eines Daseins, das seinem Wesen nach geschichtlich ist. Die Erweckung solchen Bewusstseins ist die eigentliche Aufgabe dessen, was wir Bildung nennen. Der Sinn einer Bildung wird immer von dem bestimmt, was sie bildet. Es ergibt sich aus dem Gesagten, dass das Ziel unserer Bildung der deutsche Mensch als Glied des deutschen Volkes und als Träger seiner Idee ist. Es ergibt sich aber ebenso, dass dieses Ziel mitbedingt ist durch die Kräfte des Gewesenen. Alle geschichtlichen Wissenschaften, d. h. alle Geisteswissenschaften, nicht nur die Geschichtswissenschaft allein, haben diesem Ziele zu dienen. Daraus folgt, dass mit der Erforschung der Vergangenheit alle diese Wissenschaften ihre Aufgabe nicht erfüllen. Sie haben darüber hinaus die zukunftsweisenden Kräfte des

Gewesenen zu erkennen und sie aus dem Einst neu zu entbinden, mögen sie nun liegen auf dem Gebiet der Rasse, des Volkstums und des Bodens, in der ältesten, der sogenannten Vorgeschichte unseres Volkes, in seiner staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung, in seiner Literatur, Kunst und Musik, oder in den Einwirkungen, denen es von seiten seiner Nachbarn oder der rassisch verwandten Völker des Altertums ausgesetzt war.

Auf all diesen Gebieten haben die in Frage kommenden Wissenschaften das aufzuspüren und fruchtbar zu machen, was dem erstrebten Ziele, der bewussten Einheit und Selbstbehauptung unseres Volkes dient. In der Einheitlichkeit dieses Zieles, in der übereinstimmenden weltanschaulichen Grundlage beruht die Einheit der Wissenschaften, die lange verloren war und nun von neuem gewonnen werden muß. Damit ist nicht gesagt, dass die wissenschaftliche Forschung sich nur auf diese zukunftsweisenden Kräfte zu beschränken hätte. Das Gegenteil ist der Fall. Denn die Möglichkeit, ein Ereignis, ein Kunstwerk, eine Persönlichkeit der Vergangenheit, die uns heute wenig bedeuten, einmal neue bildende Kraft ausstrahlen können, ist nicht nur hypothetische Annahme. Das ganze Mittelalter hindurch war Arminius vergessen, sein Sieg über Rom lebte nur als Kuriosum in der Erinnerung. Da war es die Wiederentdeckung des Tacitus, die diesen ersten Einiger deutscher Stämme neu ins Bewusstsein des Deutschen rief und ihn in der nationalen Bewegung der Reformationszeit zum Symbol deutscher Einheit und Freiheit machte. Auf die ganz neue Bedeutung, die Männer wie Widukind, Heinrich der Löwe und Ekkehard in unseren Tagen gewonnen haben, braucht nur hingewiesen zu werden.

Das Wunschbild des künftigen Lehrers

Jede geschichtliche Wissenschaft ist Treuhänderin des gesamten Erbes der Vergangenheit und hat als Forschung ihr zu dienen. Aber damit ist es nicht getan. Der Universitätslehrer, der Student, der nur forscht, um zu wissen, sieht nur einen Teil seiner Aufgabe. Treue Verwaltung und Bewahrung des Erbes reichen nicht aus, wir sollen es unterstützen und lebendig fruchtbar machen für die Zukunft. Die alte Universität beruhte auf der Einheit von Forschung und Lehre. Wir fordern mehr. Die Lehre, die Übermittlung von Wissen genügt nicht, uns verlangt nach wahrer Bildung.

So steht vor uns als Wunschbild der Lehrer der Zukunft: ausgerüstet mit allem Wissen um das, was war, beherrsche er alle Mittel und Wege, dieses Wissen zu mehren und zu bereichern. Aber ihren wahren Adel erhält seine Arbeit erst durch ein anderes:

getragen von der Weltanschauung, die heute die Weltanschauung des Deutschen ist, voll der Verantwortung vor der Übermacht, die als Vorsehung und Schicksal in dem geschichtlichen Dasein unseres Volkes waltet, sei er imstande, in seinem Wissen zu werten, auf Grund dieser Wertung die Wege zu zeigen, die aus dem Gewesenen in die Zukunft führen, auf diesen Wegen voranzuschreiten und in diesem Voranschreiten ein Geschlecht heranzuziehen, dem Geschichte nicht tote Vergangenheit ist, sondern lebendige Kraft des Volkes, das um den Sinn des Lebens dieses Volkes weiß und aus diesem Wissen handelt, ein Geschlecht, das einst die Fackel dieses Wissens und das Schwert dieses Handelns weitergibt an die, die nach ihm kommen.

Erst wenn solche Lehrer an unseren Universitäten entstehen, wird die deutsche Hochschule wieder sein, was sie nach dem Willen ihres Schöpfers sein sollte: eine echte Stätte der Bildung zum Deutschen.

Dokument VIII (zu Anm. 145)

Freiburger Studentenzeitung. Zeitschrift der Studentenschaft und des NSDStB. in der Freiburger Hochschule. XIV. Semester. 6. November 1936. Nr. 1, S. 3.

Erasmus der Humanist. Zum Gedenktag und zu den Feiern.
Von Prof. Dr. Oppermann

Vor 400 Jahren – in der Nacht vom 11. zum 12. Juli starb zu Basel Erasmus von Rotterdam. Erst ein Jahr zuvor war er nach Basel zurückgekehrt, das er 1529 bei Einführung der Reformation verlassen hatte. Damals siedelte er von der alemannischen Schwester-Hochschule nach Freiburg über, von Universität und Magistrat mit höchsten Ehren empfangen. Er blieb sechs Jahre, bis zur Rückkehr nach Basel, in unserer Stadt. 2 ½ Jahre bewohnte er das Haus „zum Walfisch“, Franziskanergasse 3, das 1516 für Kaiser Maximilian erbaut war. Im Herbst 1531 zog er in das zu eigen erworbene Haus „zum Kind Jesu“. Auch dieses Gebäude, Schiffstraße 7, steht noch heute.

Aber nicht nur seine Beziehungen zu Freiburg sind der Anlaß, dass wir uns hier und heute mit Erasmus beschäftigen. Auf seinem Wege durch die Jahrhunderte bringt ein Volk die Reihe seiner großen Männer hervor. Wir empfinden sie als groß, weil sie in ihnen die verschiedenen Möglichkeiten verwirklichen und Gestalt gewinnen, die in dieses Volk gelegt sind. Was an guten und bösen Anlagen hier schlummert, die gewaltigen Kräfte und Fähigkeiten, die ein Volk birgt wie die Lockungen und Gefahren, die es von innen her, aus ihm selbst bedrohen, sie alle werden einmal im Lauf der Entwicklung in einzelnen repräsentativen Erscheinungen deutlich. So zieht

jede dieser Gestalten von einer bestimmten Seite völkischen Wesens den Schleier fort und zeigt sie den Zeitgenossen und Nachfahren. Arminius und Segest, Widukind und Karl, Barbarossa und der Löwe, Friedrich und Theresia, – Bach und Händel, Schiller und Goethe, Kleist und Hölderlin, Leibniz und Hegel, Nietzsche und Wagner – in ihnen und vielen anderen, so verschieden sie sind, so gegensätzlich sie oft einander gegenüberstehen, tritt jeweils ein Stück deutschen Wesens ins Licht, spannt sich der Bogen der ungeheuren Möglichkeiten unseres Volkes, der zugleich ungeheure Gefahren umschließt. Hier wird der Blick frei in Tiefen, aus denen auch wir stammen, auf Vorzüge und Gefahren, mit denen auch wir begabt, denen auch wir ausgesetzt sind. Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, diese Möglichkeiten und Bedrohungen unseres Volkes bewusst zu machen, aus diesen Offenbarungen unseres Volkstums ein Bild unseres Wesens zu gewinnen, auf dem Wege verantwortlichen Erkennens das Wissen um das Wesen des Deutschtums zu wecken. Das ist nicht in dem fatalistischen Sinne gesagt, als ob diese so verschiedenen Anlagen unabwendbares Schicksal wären. Es handelt sich um die Möglichkeiten unseres Volkes zum Guten wie zum Bösen, Möglichkeiten, die wir sehen, um die wir wissen müssen, um aus solchem Wissen zu unserem Teile die Zukunft gestalten und aufbauen zu helfen. Nur in diesem Sinne einer deutschen Möglichkeit, und zwar einer gefährlichen, zu vermeiden, ist es heute sinnvoll und erlaubt, sich mit der Gestalt des Erasmus zu beschäftigen.

Durch große Begabung und staunenswerten Fleiß stieg Erasmus aus der Tiefe kleiner Verhältnisse auf zu einem geistigen Herrscher des Abendlandes, dessen Freundschaft weltliche und geistige Fürsten, Gelehrte und Adlige suchten und der für das gesamte gebildete Europa tonangebend war. Aber nicht von dem äußeren Glanz seines Lebens, nicht von den Nöten und Schwierigkeiten seines Aufstieges, kurz, vor seinen äußeren Schicksalen, wie sie die Biographie verzeichnet, soll hier die Rede sein. Und ebenso schweige ich von seinem individuellen Charakter, der oft angezweifelt und verurteilt wurde – wegen seiner Unentschiedenheit, seiner Scheu vor offener Parteinahme, seiner Neigung zum Kompromiß, wegen seiner Lauheit, seiner Rücksichtnahme nach allen Seiten, seiner Zweideutigkeit. Es geht hier nicht um das Individuelle, sondern um das Typische in seiner Erscheinung. Das tritt vielleicht nirgends deutlicher hervor als in seiner Stellung zur Religion, zur Reformation, zu Luther.

Erasmus war weder Philosoph noch Historiker. Scharfes Denken und Erfassen der Welt in Begriffen, bohrendes Grübeln über die letzten Fragen menschlichen Seins lag ihm ebenso wenig, wie er geneigt war, die Welt und ihre Zusammenhänge geschichtlich zu erfassen. Er war Humanist, oder – um es genauer zu sagen – humanistischer Philologe. Aus Humanist steht er in ganz bestimmten Zusammenhängen. Sie sind gegeben durch die Tradition von Petrarca her, und durch die Einheit der Bildungswelt, die auf der noch unerschütterten Herrschaft der christlichen Religion und der Kirche beruht. Erasmus verwirklicht die Verbindung von Antike und christlichem Geist, die Petrarca als Ideal vorgeschwebt hatte, und die die meisten Humanisten, von der Formenschönheit der Antike überwältigt, aus den Augen verloren hatten. Aber Erasmus ist dabei ausgesprochener Philologe. Das Medium, durch das er allein wirklichen Zugang zur Welt findet, ist das Wort, ist das Buch. Seine Briefe aus Italien sprechen nicht von den neu erstehenden Bauten, nicht von Gemälden, nicht von Bildhauerei. Italien – das Italien der Renaissance ! – ist ihm nur das Land der Bücher und Handschriften, Venedig nur die Stadt des Aldus. Und weiter: dieses Wort ist ihm das Wort toter Sprachen, des Griechischen und vor allem des Latein. Die Volkssprachen verachtet er. Trotz seines jahrelangen Aufenthalts in England hat er nie Englisch gelernt. Er bewegt sich ja nur im Kreise der Gelehrten, der Universitäten und der Höfe, Kreise in denen Latein gesprochen wurde. Und dieses Latein, es ist ja nicht das wirkliche, nicht die Sprache des staatsmächtigsten Volkes Europas, das in dieser Sprache, in der gültigen Gestalt unvergänglicher Sprachdenkmäler sein Wesen ausgesprochen hatte. Losgelöst von dem Mutterboden des Volkstums, losgelöst auch von der lebendigen Entwicklung, die diese Sprache in gewissen Schichten aller europäischen Völker des Mittelalters genommen hatte, ist dieses Latein, das sich klassizistisch an das Vorbild Ciceros und der Klassiker anlehnt, eine literarische Angelegenheit geworden, die Sprache eines internationalen Kreises. All die bewundernswerten sprachlichen Fähigkeiten des Erasmus, seine Klarheit, sein reines Sprachempfinden, sein Gefühl für alle Nuancen des Tons und des Ausdrucks wirken sich in dieser Sphäre aus. Das bedeutet aber, dass seine stärkste und schönste Begabung nicht unmittelbar, sondern gebrochen, reflektiert in Erscheinung tritt, leicht verhüllt durch den Schleier der fremden Sprache. Die Loslösung vom Boden des Volkes, die hier als eine charakteristische Eigenschaft des Erasmus in Erscheinung tritt, sie zeigt sich auch im offenen Bekenntnis: *Respondi me velle civem esse totius mundi, non unius oppidi*. Ein Bürger der ganzen Welt wollte er sein, ein Angehöriger der Gelehrtenrepublik, die alle Völker überspannt.

Eine zweite Philologeneigenschaft des Erasmus ist sein Glaube an Quellen. Zweifellos hatte er starke moralische Bedürfnisse. Ihn verlangt nach Einfachheit und Klarheit, nach Reinheit, nach Ruhe und Frieden, nach Freiheit, in der der Mensch sich zur Vollkommenheit entwickeln kann. Aber er stillt diese Bedürfnisse für sich und andere aus – Büchern. Seine umfangreiche Tätigkeit als Schriftsteller und Herausgeber hat hier ihren eigentlichen Grund. Die Kenntnis der Antike – und einige seiner Zunftgenossen, die sie als ihr Monopol ansahen, machten ihm einen Vorwurf daraus – hat er allen Gebildeten zugänglich gemacht, sie „ausgestellt als ein Warenhaus“, so dass sie „im Detail zu bekommen“ war. Das Erbe der Alten, die *bonae litterae*, sind der Weg zur Freiheit des Geistes, zur Klarheit des Wissens, zur Harmonie eines vernünftigen, guten, und gesunden Lebens. Sie befreien den Menschen von all den Meinungen und Dogmen, von der tyrannischen Autorität der kirchlichen

Mächte, der Orden usw., die das Mittelalter beherrschen. Wenn Seneca sagt, dass die Sprache der Wahrheit einfach ist, so gilt es, allen Umwegen der scholastischen Wissenschaft abzusagen und auf dem kürzesten Wege der Wahrheit zuzustreben. Die höchste Wahrheit aber verkörpert sich in Christus. „Ich möchte, dass der einfache und reine Christus tief dem Geist der Menschen eingepägt würde, und das (...) ist auf dem Wege am besten zu erreichen, dass wir gestützt auf unsere Kenntnis der Grundsprachen (d. h. Latein und Griechisch) „an den Quellen selbst philosophieren“. Der Ruf des Textkritikers, zu den Quellen zurückzugeben, als Wegweiser zur höchsten und letzten Wahrheit: hier liegt die Wurzel der umfangreichen textkritischen Tätigkeit, die Erasmus dem Neuen Testament und den Kirchenvätern widmet. Das Wort Gottes in seiner Reinheit wiederherzustellen, war sein Ziel. Textkritik als Mittel zum Heil ! Es ist die Pflicht eines jeden Christen, die Heilige Schrift rein und in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu verstehen. Das Studium der griechischen und lateinischen Autoren, der Redner, Dichter und Philosophen ist Vorbereitung dazu, ebenso die Beschäftigung mit den großen Kirchenvätern. Die *bonae litterae*, vom Geiste der christlichen Wahrheit durchdrungen, als Weg zum ursprünglichen Gehalt des Christentums, das ist das eigentliche Programm des Erasmus.

Nichts zeigt aber die Enge dieser Auffassung deutlicher als die Unfähigkeit des Erasmus, zu verstehen, dass er damit an die Grundlagen der katholischen Kirche rührte. Ohne zu begreifen, steht er vor seinen kirchlichen Gegnern, die überzeugt sind, dass alle ihre Autorität mit einem Schlage untergehen würde, wenn die heiligen Bücher in gereinigter Form vorlägen und man sie aus den Quellen selbst zu verstehen suchte. Daß man die Grundlagen einer Religion antastet, wenn man den Textkritiker zum Richter über den Gehalt der Lehre, nicht nur über die sprachliche Form der Dogmen macht, ist ihm nie eingegangen.

Zurück zur Bibel „Das Wort sie sollen lassen stahn“ - sagte das nicht auch Luther ? Aber für ihn handelt es sich um das Evangelium, um die Offenbarung Gottes in ihrer unauflösbaren Einheit von Wort und Gehalt der Verbündung, nicht um die Wörter, die Gegenstand philologischer Textkritik sind. Aus diesem fundamentalen Unterschied der scheinbaren Gleichheit der Forderung ergibt sich die zweideutige Stellung des Erasmus zur Reformation. Er hatte seine Forderung erhoben, ehe Luther, die Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg heftete. Das Echo, das Erasmus gerade in diesem Punkte in Deutschland fand, verrät die Aufgewühltheit des deutschen Volkes, jene Erregung, die die gewaltige Stimme des Reformators in vielfachem Echo zurückwarf. Aber als diese Stimme dann ertönte, als sich in der Person des Augustinermönches das Gewissen Deutschlands zu seinem Gott erhob und ihm unmittelbar gegenüberzutreten wollte, da zeigte sich bald der tiefe Gegensatz. Um was es Luther ging, was das Wesen der Reformation war, hat Erasmus eigentlich nie begriffen. Auch hier verstellt er sich seinem Blick durch seine Kategorien. Er sieht die Mängel der Kirche und des Papstes, dieser „Pest des Christentums“, er empfindet, dass vielleicht ein Aufruhr nötig ist, aber er will nicht der Anstifter sein. Zugleich sieht er in dem Auftreten Luther Wasser auf die Mühlen seiner Gegner., die seine Bibelkritik verdammen, die die *bonae litterae* ablehnen. „Luther provoziert die Feinde ... der Neid fällt über die *bonae litterae* her; auf sie stürzen sich durch sein Zutun diese Hornissen. Entweder ich bin blind, aber sie zielen auf etwas anderes als auf Luther. Sie rüsten sich, die Reihe der Musen zu vernichten“. Ein solches Fehlurteil erklärt sich daher, dass Erasmus es in der Studierstube und unter Büchern bildete, losgelöst vom Leben, von den Nöten des Volkes. Die Bewegung, in der ein großes Volk aus höchster Not um sein inneres Sein ringt, begreift er nur als eine Angelegenheit der „Bildung“. Und je tiefer die Kluft in der Kirche aufreißt, je schärfer sich die Geister scheiden, je mehr „Luthertum ruhige Bildung zurückdrängt“, um so deutlicher stellt Erasmus seine Distanz zur Reformation heraus, die von Anfang an als kühle Reserve vorhanden war. Er bleibt und will bleiben „Zuschauer der Tragödie“, als die er den Kirchenstreit empfindet. Wir brauchen die einzelnen Stufen dieser Entwicklung bis zur offenen literarischen Fehde mit Luther nicht im einzelnen zu verfolgen. Es genügt, die Grundhaltung aufgezeigt zu haben, aus der alles mit Notwendigkeit folgt.

Es ist die Haltung des reinen Gelehrten des Nichts-als-Wissenschaftlers, der die Welt durch Bücher begreift. Aber es ist nicht notwendig die einzig mögliche Haltung des Gelehrten. Mit dem Streit gegen Luther läuft parallel Erasmus Kampf mit Hutten. Der hatte ihm zuerst schwärmerisch angehangen, ihn als Sokrates, sich als Alkibiades betrachtet, und wie er auch noch in der Fehde sich ausdrücklich zu den Anregungen bekennt, die Erasmus ihm gab, so hat er den Kreis von dessen theologisch-humanistischen Grundanschauungen nie durchbrochen. Er hat ihn allerdings entscheidend erweitert durch die eigenen germanischen Ideen, die er auf humanistischem Wege, am Gegenüber der Antike und aus ihrer Kenntnis gewann. Hutten weiß selbst, dass er im Grunde nie eigentlich Lutheraner war, er hat Luther nie „zum Lehrmeister noch zum Verbündeten“ gehabt. Er ist ein deutscher Humanist. Aber trotzdem schreibt er an Erasmus: „Obwohl ich meine Sache für mich führen will und es leidenschaftliche hasse, einer Partei zugezählt zu werden“ – man beachte die Übereinstimmung mit dem Worte des Erasmus: „Um keines anderen Dinges willen wünsche ich mir so sehr Glück als darum, dass ich mich nie irgend einer Partei angeschlossen habe“ - „so will ich doch allzeit zu denen gehören, die der Tyrannei des römischen Papstes entgegen sind, die die Wahrheit zu verteidigen wagen und sich von menschlichen Satzungen zur evangelischen Lehre wenden, und da man sie gewöhnlich Lutheraner benennt, so will ich gleichmütig das Unrecht dieses Beinamens ertragen, damit ich nicht am Ende das Bekenntnis der Sache abzuleugnen scheine“. So spricht der Kämpfer, der Ritter, der Mann, dem es Bedürfnis ist zu bekennen, für eine Sache zu stehen, der aus

seinem Wissen heraus Leben gestalten will, während sich der andere vornehm zurückzieht auf dem Eis des Zuschauers der Tragödie.

Huttens Beurteilung des Erasmus gipfelt in den Worten: „Fürwahr, so sind die Deutschen nicht. Sie sind nicht so leichtsinnige und wankelmütige Menschen, die man jeden Augenblick hin und her wenden könnt, die nichts Festes an sich hätten und an denen alles entsprechend den Launen der Fortuna wetterwendisch und schlüpfrig ist. In Italien bei Deinen Dir vertrauten Kardinälen, wo jeder nach seinen Neigungen leben darf, läßt sich so handeln. Oder wandere zu jenen Franzosendeutschen –den Niederländern – zurück, wenn hier jener Fehler zu Hause ist, den Du mit ihnen gemein hast. Denn wenn Du nicht manches uns Unerträgliche mäßigst, so wird man Dich, glaube ich, durch einen gemeinschaftlichen Beschluß aller Deutschen auffordern, Dich anderswohin zu wenden, damit Du unserer Jugend nicht länger in den unserer Nation fremden Fehlern des Wankelmuts und der Unbeständigkeit zum Vorbild dienst.“

Von Hutten bis Conrad Ferdinand Meyer und Ernst Bertram haben immer wieder deutsche Denker und Dichter über Erasmus das Urteil gesprochen, das im Wesentlichen das gleiche war. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass das, was hier abgelehnt wird und was auch wir verurteilen, nicht nur individuelle Charaktereigenschaften sind. Die große Gefahr aller Wissenschaft, dass sie lebensuntüchtig macht, ist an Deutlichkeit an keinem Größeren sichtbar geworden als an Erasmus. Der Glaube an eine Wahrheit, zu der der Weg nur über den Verstand und nicht über die Bücher führt, dass dauernde Bemühen um ein Erreichen und Verstehen solcher Wahrheit und seine Überschätzung gegenüber den Notwendigkeiten des Lebens; die Überzeugung von der übernationalen Kraft dieser Wahrheit und die Lösung aus den Bindungen des Volkes, die daraus folgt; die Scheu vor Entscheidungen, da der Sinn der Lebens mit dem Erkennen der Wahrheit erfüllt ist; die Neigung, den theoretischen Weg dieser Wahrheit mit logischer Konsequenz zu Ende zu gehen bis dahin, wo sie sich selbst aufhebt, und dazu gerade im Bezirk deutscher Bildung die Gefahr, sich an Fremdes – bei Erasmus ist es die Antike – zu verlieren bis zur Selbstaufgabe – das sind die Gefahren, die immer wieder am Wege der Wissenschaft lauern und jeden von uns bedrohen. Wir überwinden sie nur durch rückhaltlose Hingabe an unser Volk, an sein Leben und seine Idee. Hier mitzuschaffen und mitzubauen, und zwar auch dem Wissen um dieses Volk und seine Aufgaben, aber auch um seine Gefahren, dass ist der eigentliche Sinn der Wissenschaft. So ist Wissen fruchtbar nur, wenn es zu solchem Handeln führt, Wissenschaft wertvoll und sinnvoll nur, wenn sie dem Leben dient „Alles Wort ist Heimweh hin nach dem starken Schweigen der Tat“.

In der Gestalt des größten deutschen Humanisten haben wir diese Gefahren beschworen, um sie zu erkennen, ins Auge zu fassen und zu überwinden. In diesem Sinne ist es mehr als eine Feststellung, es ist ein Entschluß, ein Bekennnis zu einer anderen, einer deutschen Wissenschaft, wenn wir von seinem Bilde scheiden mit den Worten des Schweizer Dichters: „Dein schlaues Auge blickt mich spöttisch an ? Vale, Erasme, tot und abgetan !“

Dokument IX (zu Anm. 146)

Freiburger Studentenzeitung. Zeitschrift der Studentenschaft und des NSDStB. in der Freiburger Hochschule. XIV. Semester. 9. Dezember 1936. Nr. 3, S. 3.

Dichtung und Volk
Zum 2000. Geburtstag des Römers Horaz
Von Prof. Dr. Oppermann

Vor zweitausend Jahren, am 8. Dezember 65 v. Chr., wurde zu Venusia in Unteritalien Quintus Horatius Flaccus geboren. Es wird manchen erstaunen, anlässlich dieses Lebenstages an dieser Stelle dem römischen Dichter zu begegnen. Diese Seite unserer Studentenzeitung ist Männern gewidmet, deren Gestalt warnend oder anfeuernd, als Mahnung und Vorbild vor unserem Auge steht. Und in erster Linie sind es die großen Deutschen, denen dieser Platz gebührt. Wenn wir aber heute auch den Sohn eines fremden Volkes, einen römischen Dichter beschwören, so soll uns nicht lange die theoretische Rechtfertigung eines Unternehmens aufhalten, dass entweder diese Rechtfertigung in sich trägt oder ohne Rechtfertigung bleiben muß. Nur soviel sei gesagt, dass weder der Theologie eines Humanismus das Wort geredet werden soll, dem Griechen und Römer ewige Vorbilder echten Menschens sind, noch einem rein historischen Interesse, dem alles Vergangene wertvoll ist, weil es vergangen ist, und jeder Tote von irgendwelchem Rang um so mehr Ehrfurcht verdient, je länger er tot ist. Uns treibt vielmehr die Überzeugung, dass nicht nur die Geschichte des eigenen Volkes für uns wichtig und wertvoll ist, sondern die aller Völker, zu denen wir die Brücke des Verstehens schlagen können, d. h. aller uns rassisch verwandten Völker. Sie ist wertvoll, weil sie uns Wege weist für die Zukunft des eigenen Volkes. Wenn nach einem Worte Rosenbergs in Rom ein nordisch bestimmtes Volk uns die Staatszucht als Beispiel zeigt, wie eine menschlich bedrohte Gesamtheit sich gestalten und wehren muß, so ist in diesem Satze Sinn und Bedeutung einer

Beschäftigung auch mit Horaz umrissen. Als Horaz die ersten drei Bücher seiner Oden erscheinen ließ, schloß er den Gedichtband mit dem selbstgesetzten Denkmal jenes stolzen Gedichtes, das alle späteren Würdigungen des Dichters und jenes Werkes hinter sich läßt. Er spricht von der Dauer seines Werkes, und er bannt seine Zuversicht auf Nachruhm in jenes gewaltige Bild, das niemand vergisst, auf den es einmal gewirkt hat: leben wird der Dichter, solange der Priester mit der verschleierte Jungfrau zum Kapitol hinauf steigt. Horaz bindet die Dauer seiner geistigen Existenz an die Dauer Roms, nicht der Stätte, sondern des römischen Staates, in dem er lebte, dem er sich verbunden fühlte und der in jenem Bilde weihvollsten Ausdruck findet. Der Staat des Augustus, das Imperium der Römer – sie sind vergangen, aber das Werk des Horaz lebt, gerade weil es zutiefst in diesem Volke und dem Staate, des es schuf, verwurzelt war.

Horaz wurde in eine Zeit hineingeboren, die vielleicht die schrecklichste, weil innerlich hoffnungsloseste der gesamten römischen Geschichte war. Die Jahre, in denen er aufwuchs, fallen in die Epoche, in der die sogen. Nobilitätsherrschaft niedergebrochen war, die Führungsschicht, die Rom groß gemacht hatte, endgültig versagte und innerlich abdankte, während die neue Ordnung, die Caesar und Augustus heraufführen sollten, noch nicht einmal in den Ansätzen sichtbar war. Als er dann – es war der übliche Bildungsgang des jungen Römers – die Universität zu Athen bezog, hatte Cäsar die Macht ergriffen und Ruhe war eingekehrt. Aber sie ging rasch vorüber. Cäsar fiel und seine Mörder riefen die studierende römische Jugend auf zum Kampf für die Ideologie der römischen Republik: auch der junge Horaz erlag dem Zauberwort der alten Römerwürde, -Freiheit und -Größe, ohne zu sehen, dass die lebenden Vertreter von der Wahrheit dieser Werte meist weit entfernt waren. Bei Philippi stand er in den Reihen der Cäsarmörder gegen den Erben des großen Julius, den kommenden Retter des Reiches. Der rasche Zusammenbruch des Brutus und Cassius, die nichts erreichten, als dass sie das Ungemeine zerstörten und ihr Volk von neuem in anderthalb Jahrzehnte blutigster Wirren stürzten, scheint Horaz überzeugt zu haben, dass die Ideale, für die er zu kämpfen glaubte, tot waren. Er kehrte nach Rom zurück und verschaffte sich mit dem Reste seines Vermögens eine nicht sehr angesehene, aber auskömmliche Stellung. Sie ermöglichte ihm ein unabhängiges Leben, eine Möglichkeit, die sich noch steigerte, als Horaz dem Kreise des Augustus und Mäcenae nahe trat. Eifersüchtig hat er von nun an über diese Unabhängigkeit gewacht und um ihretwillen glänzende Angebote, in den unmittelbaren Dienst des Kaisers zu treten, ausgeschlagen. Oft spricht er rühmend von seiner Freiheit, aber – das muß wegen vielfacher Mißdeutungen nachdrücklich ausgesprochen werden – diese Freiheit ist nicht bindungslose Libertinage. Wie bei jeder echten Freiheit handelt es sich weniger um eine Freiheit von etwas als um eine Freiheit zu etwas, um die Freiheit, deren Horaz bedurfte, um seine echt und tief erfasste Aufgabe als Dichter erfüllen zu können. Er verschmähte glänzende äußere Verpflichtungen, um nicht Gefahr zu laufen, ihretwegen den inneren notwendigen Bindungen untreu zu werden. Diese Bindungen verpflichteten ihn unverbrüchlich seiner Zunft, seinem Volke und dem ersten Manne dieses Volkes, seinem Kaiser.

Von der ersten Bindung, der an die Kunst, soll nur kurz die Rede sein. Sie erscheint Horaz wie jedem echten Dichter als Bindung an eine göttliche Macht, die ihm in der Gestalt der Muse sichtbar wird. An sie richtet er jenes Gebet – die gültigste Aussage über Horazens Dichtertum – das er auf der Höhe seines Ruhmes spricht, als er unter begeistertester Zustimmung der Jugend das Festlied zur Jahrhundertfeier der Vaterstadt dichten durfte. Es ist ein Ausdruck tiefsten Dankes an seine Gottheit. Wem einmal – so etwas heißt es da – die Muse gelächelt hat, den lockt nicht Kriegeruhm, nicht der Kranz des olympischen Siegers, Dichter zu sein, ist sein Schicksal. Aber wenn Horaz, dem dieses Los gefallen ist, nach mühevolem Anstieg das Ziel erreicht hat, anerkannter Sprecher seines Volkes zu sein, so ist das nicht sein Verdienst. Die Muse, die die goldene Leier meistert, sie, die auch stummen Fischen den Wohlklang des Schwanes zu schenken vermag, hat ihn mit der Gabe und Aufgabe begnadet, die seinem Leben Sinn gibt:

Dein ist alles, Geschenk und Amt,
 Wenn mit Fingern mich zeigt, wer mir vorüber geht,
 Spielmann römischen Saitenspiels,
 Wenn ich atm' und gefall', dass ich gefiel, ist dein !

Schon dieses Gedicht zeigt, daß Horaz den Sinn seines Dichtens darin sah, dass es seinem Volke Stimme verleiht. In der Tat ist diese Verbindung zwischen Dichter und Volk eine der letzten, nicht weiter ableitbaren Tatsachen in Horazens Dichtertum. Sie ist unwandelbar; was Veränderungen und einer Entwicklung unterworfen ist, ist das Bild, das sich Horaz von den Möglichkeiten und Aufgaben seines Volkes, seines Staates macht. Schon in dem ältesten Gedicht tritt uns jene Verbindung entgegen, es ist bald nach Philippi entstanden und spiegelt alle Not und Verzweiflung jener dunklen Jahre, in der die eben von Cäsar begründete Ordnung wieder aufgelöst wurde und das Chaos endgültig hereinzubrechen schien. Horaz spricht hier zu seinem Volke und für sein Volk, aber was er ausspricht, ist die Verzweiflung an dem bestehenden Rom und seiner Zukunft. Rom fällt und nur Flucht des Volkes oder wenigstens der Besten auf die seligen Inseln, die in der Ferne des Ozeans locken, vermag eine neue Zukunft zu eröffnen. Ein völliger Bruch mit der Vergangenheit, ein neues Anheben aus dem Nichts heraus – das ist die einzige Möglichkeit, die der Dichter sieht. Das Lied fand ein unerwartetes Echo. Vergil antwortete mit dem Ausdruck des Glaubens an eine bessere Zukunft in Italien, in Rom und mit dem Bekenntnis zu

dem Manne, der sie heraufführen sollte, zu Octavian, dem späteren Augustus. Horaz ist denselben Weg gegangen, aber er hat ihn langsamer und schwerer gefunden. In den Wirren der nächsten Jahre bleibt die Hoffnungslosigkeit. Neu ist, dass das Unglück Roms als Folge einer Schuld erscheint, die von Anbeginn an auf dem Volk liegt:

Verhängnis, bittres treibt die Römer um,
Und Missetat des Brudermords,
Und übers Haupt der Enkel kommt, das schuldlos einst
Zur Erde floß, des Remus Blut.

Hier tut sich eine neue Sicht auf das Wesen des Volkes auf. Es wird nicht mehr nur in der Verzweiflung des gegenwärtigen Augenblicks gesehen, seine Not erscheint als Ausfluß der Vergangenheit. Was jetzt geschieht, ist Folge eines Gewesenen, dieses bedingt das Gegenwärtige und Zukünftige. Horaz sieht das Volk geschichtlich. Das Bild, das die neue Sicht eröffnet, bleibt zunächst düster: Brudermord ist das geschichtliche Schicksal Roms von Anfang an. Und doch ist hier eine neue Grundlage gegeben, auf der sich eine andere Auffassung Horazens von Volk und Staat entwickeln sollte. Er tritt jetzt auch äußerlich dem Kreise Octavians näher, er lernt das Werk des jungen Herrschers erkennen, an seine Sendung glauben, seinen Staat bejahen. Scheu noch und zurückhaltend, unter der Allegorie eines Schiffes, das in Seenot ringt, redet er den neuen Staat an, aber das Gedicht klingt aus in das Bekenntnis:

Du, mir gestern noch Qual, Verzweiflung und Überdruß,
Mein Verlangen und Traum, sehnliche Sorge heut !

Die Person des Mannes, der den neuen Staat schuf und leitet, tritt erst nach der Schlacht bei Aktium stärker heraus. Horaz begreift diesen Sieg des Augustus mit Recht als die endgültige Entscheidung eines großen Ringens zwischen Okzident und Orient, als den Sieg der unter Augustus geeinten römisch-italienischen Nation über die Drohung des orientalisierten hellenistischen Ostens, die sich in Antonius und Kleopatra mit ihren barbarischen, von unnatürlichen Lastern befleckten Scharen verkörpert. Indem er sich in dieser Stunde erneut zu seinem Volke bekennt, bekennt er sich zugleich zu dem Manne, der es führt. Beide sind ihm Träger einer Idee; und dass der Weg freigemacht wird zur Verwirklichung dieser nationalen Idee Roms, die sich unter den ehrwürdigen Symbolen des Kapitols, der Stadt und des Reiches verkörpert – das ist der eigentliche Sinn des Sieges von Aktium. Ihre gültige Gestaltung hat diese Idee in dem Zyklus der sechs Römeroden gefunden, in deren Mitte die Gestalt des Augustus ragt. Diese Gedichte sprechen am Anfang und am Ende von der Vernichtung, die den Menschen bedroht und umlauert. Doch in dieser Bedrohung gibt es ein Bleibendes, das Volk, das leben wird, auch wenn wir sterben müssen. Aber auch das Volk kann nur dauern, wenn es in seiner Gesamtheit und in jedem einzelnen seiner Glieder die Idee seines Ursprungs bewahrt und aus ihr heraus lebt. Verrät es diese Idee, vergisst es seinen Ursprung, seine Geschichte und die Verpflichtungen, die aus ihr wachsen, so geht das Volk zugrunde und die Vernichtung behauptet allein das Feld. Es ist dieselbe Idee, die dann noch einmal, als göttliche Sendung, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannend, aufbricht in den Strophen des Jahrhundertliedes, die sich an die Götter der Gründung Roms wenden:

Die durch Trojas Flammen hindurch ins Freie
Sonder Trug der Reine geführt, Aeneas,
Überdauerer, Bürge des einstigen, reichen Wiederentgeltes:
Götter, lehrt gelehrige Jugend fromm sein,
Götter, gönnt erleichtertem Alter Frieden,
Gönnt dem Volk des Romulus Ruhm und Reichtum, Erben und Erbe.

An die Stelle der Verzweiflung, die im Römervolk die fluchbeladenen Nachfahren des brudergemordeten Remus sah, ist der Glaube an die Gründung des Romulus getreten. Das Wunder, zuerst unglaublich, dann scheu erhofft und ersehnt, zuletzt aus dem Wissen um die Idee des Volkes erkannt und gekündigt – es hat sich vollzogen durch den Einen, der die Aufgabe sah, die Idee erfaßte und die Tat vollbrachte, durch Augustus. Und nun - das ist die letzte Stufe, die Horaz in seiner Stellung zu Volk und Staat erreicht - tritt er, der bisher die Gemeinde aufrief, ihre Aufgabe kündete, für sie den Göttern dankte, zurück, geht ein in die große Schar der Namenlosen, tritt zurück in die Reihen der Volksgemeinde. In den letzten Augustusgedichten, deren schönstes hierneben zum Ausdruck gebracht wird, wird der Preis des Friedens und der Dank an den, der ihn brachte, in ganz schlichten, urmenschlichen Bildern ausgesprochen: Mutter und Sohn, Land und Meer, Acker und Vieh, Haus und Hof. Das Lied klingt aus in das Tagewerk des italienischen Bauern, der morgens und abends für seinen Herrscher betet. Nicht im hymnischen Lobgesang, nicht kraft einer besonderen Stellung und Gabe feiert Horaz den Augustus. Er ist nur noch einer der vielen, sein Wort nur eine Stimme im allgemeinen Chor, er gibt nur dem Ausdruck, was

alle empfinden, bis hinab zum Weinbauern und Ackermann, der im Kreise seiner Familie, nach harter Tagesarbeit, dessen gedenkt, dem er die Möglichkeit eines arbeitsamen Lebens in Sicherheit und Frieden, den Sinn seines Daseins verdankt:

Doch wir, wenn Libers fröhliche Gabe winkt
Am Werktagabend, oder am Feiertag,
Da wir zuvor mit Kind und Hausfrau
Betend den Göttern genaht, wir wollen

Feldherrn und Führer, heiliger Pflicht getreu,
Nach Väterbrauch zu lydischer Flöten Schall
Trojam, Anchisen und der huldreich
lächelnden Cypria Nachfahrn singen.

Dokument X (zu Anm. 147)

Freiburger Studentenzeitung. Zeitschrift der Studentenschaft und des NSDStB in der Freiburger Hochschule. XIV. Semester. 15. Januar 1937. Nr. 5, S. 1.

Professor Dr. H. Oppermann Neuordnung des höheren Schulwesens

Kurz vor dem Ende des alten Jahres hat der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung einen lange erwarteten Erlaß herausgegeben, der das sogenannte höhere Schulwesen Deutschlands auf eine neue einheitliche Grundlage stellt. Dieser Erlaß hat für viele von uns entscheidende Bedeutung. Betrifft er doch die Zukunft aller der Studierenden, die den Beruf des Lehrers an einer sogen. höheren Schule als Studienziel erwählt haben. Aber nicht davon soll heute und hier die Rede sein, was dieser Erlaß für den einzelnen bedeutet, für welche Studienfächer die Berufsaussichten durch die Neuregelung verbessert werden, ob es sich empfiehlt, womöglich mitten im Studium ein Fach zu wechseln, und was man sonst nach den Berechnungen und Erwägungen anstellen könnte, zu denen der Existenzkampf den einzelnen veranlasst. Wir wollen vielmehr fragen, was diese Neugestaltung eines wichtigen Teiles unseres Erziehungswesens für die Allgemeinheit bedeutet, und welche Aufgaben sich von hier aus für den einzelnen ergeben.

Der Inhalt des Erlasses ist im wesentlichen aus den Tageszeitungen bekannt. Es wird künftig in Deutschland nur noch zwei Formen der höheren Schule geben, die Oberschule und das Gymnasium. Von diesen beiden Typen wird zahlenmäßig die Oberschule überwiegen. Das Gesicht des Gymnasiums wird auch in Zukunft dadurch bestimmt sein, dass das Rückgrat der Bildung, soweit sie sich am Erlernen fremder Sprachen und in der Auseinandersetzung mit dem Geistesgut fremder Völker vollzieht, durch den Unterricht im Lateinischen und Griechischen gebildet wird. Einschneidender sind die Umgestaltungen in der Oberschule. Hier ist Englisch die erste, Lateinisch die zweite Fremdsprache. Es wird also in Zukunft jeder junge Deutsche, der die höhere Schule durchläuft, Lateinisch lernen, an der Oberschule in geringerem Umfange als am Gymnasium, und daneben Englisch oder Griechisch.

Der erste ungeheure Gewinn, der damit errungen wird, ist eine weitgehende Vereinheitlichung unserer Schulbildung. Endlich ist dem unhaltbaren Zustande der Zerrissenheit ein Ende gemacht, der sich in einer großen Zahl von Typen der höheren Schule ausdrückte, zu der dann noch die unüberlegbare Fülle von Varianten dieser Haupttypen kam. Diese Zerfahrenheit, die von allen Einsichtigen seit langem beklagt wurde, hat keine der früheren Regierungen zu beseitigen vermocht. Erst das nationalsozialistische Deutschland hat auch dieses Hindernis einer inneren, geistigen Einigung Deutschlands aus dem Wege geräumt. Auch hier sind entscheidend nicht die Nachteile, die der bisherige Zustand, für den einzelnen hatte, Nachteile, wie sie etwa bei jedem Schulwechsel in Erscheinung traten. Schlimmer war die geistige Zerrissenheit, die diese Anzahl verschiedener Schulformen zur Folge hatte: von einer einheitlichen Formung derjenigen Glieder unseres Volkes, die in erster Linie berufen waren, deutsche Bildung weiterzutragen, konnte nicht die Rede sein.

Aber ebenso wichtig wie die Tatsache, dass an Stelle zielloser Uneinheitlichkeit eine straffe Einheit gesetzt wird, sind die Wege, auf denen diese Einheit erstrebt wird. Der neue Erlaß läßt sie im einzelnen nur nach der sprachlichen Seite hin erkennen. Daß dem Unterricht im Deutschen, in der Geschichte, in Biologie, in den Leibesübungen an beiden Schultypen eine wesentliche Rolle zufällt, ist nicht ausdrücklich ausgesprochen, dürfte aber feststehen. Dadurch wird die grundlegende Einheitlichkeit der künftigen höheren Schulbildung noch stärker hervortreten. Das hervorstechende Kennzeichen der künftigen sprachlichen Erziehung ist die Verallgemeinerung des Lateinunterrichts und die stärkere Betonung des Englischen. Wenn in Zukunft die Mehrzahl der jungen

Deutschen, die die sogenannte höhere Schule durchlaufen, ihre sprachliche Schulung am Englischen und am Lateinischen erhalten, so bedeutet das, dass sie durch diese sprachlichen Kenntnisse zur geistigen Auseinandersetzung mit den beiden staatsmächtigsten Völkern befähigt werden, die die europäische Geschichte kennt. Damit tritt **der politische Charakter** der Umformung unseres höheren Schulwesens zutage. Das wird nicht ohne Auswirkung auf die Gestaltung des englischen und lateinischen Unterrichts bleiben können. Diese Betonung der beiden Sprachen bedeutet zugleich eine Zurückdrängung des Französischen. Wären sogen. praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen, hätte die spätere nutzbringende Verwendung der betr. Sprache den Ausschlag gegeben, so hätte das Französische dem Lateinischen vorgezogen werden können, hätte die logisch-formale Schulung durch die fremde Sprache im Vordergrund der Betrachtung, gestanden, so hätte das Französische dem Lateinischen wohl nicht gleichgestanden, aber doch ernsthaft mit ihm konkurriert. Das Resultat der Erwägungen, die zur Reform geführt haben, zeigt, dass die Frage echter Bildung und Formung den Ausschlag gegeben hat, und zwar einer Bildung, die eindeutig politisch gesehen ist. Die Form unserer zukünftigen Schulerziehung distanziert uns stärker von den westlichen Nationen, den Trägern der romanischen Zivilisation, und führt den Schülern unmittelbar an die Völker heran, die in Gegenwart und Vergangenheit die größten politischen Leistungen aufzuweisen haben, dabei an Völker, die auf der gleichen rassischen Substanz aufbauend der fruchtbaren Begegnung eines unmittelbaren Verstehensprozesses zugänglich sind.

Dabei bedeutet die stärkere Distanzierung vom Westen nicht eine Enteuropäisierung der deutschen Bildung. Der Vorwurf, der uns von jenseits der Grenzen immer wieder entgegentönt, der Nationalsozialismus löse Deutschland aus dem Zusammenhange der abendländischen Kultur, er wird zur Lächerlichkeit in der Stunde, in der unser Volk sich anschickt, abermals seine europäische Sendung zu erfüllen. Das gilt nicht nur von dem Abwehrkampf gegen den asiatischen Bolschewismus, in dem sich die alte Wächterrolle Deutschlands erneuert, die ewige Verteidigung des Abendlandes gegen Asien, die seit den Tagen der Völkerwanderung, seit den Hunnenschlachten über Mongolen- und Türkensiege bis in die Gegenwart unserem Volke als europäische Aufgabe gestellt ist. Das gilt auch für unser Bildungsleben.

Seit Luthers Tagen ist in dem Deutschen das Gefühl einer besonders engen inneren Verwandtschaft mit den Griechen lebendig. Dieses Verwandtschaftsbewusstsein findet seine Erfüllung in jener Bewegung des Neuhumanismus, die mit Winckelmann anhebt und die das Griechentum und seine Werke für Europa eigentlich erst entdeckt und fruchtbar gemacht hat. Die Folge dieses Verwandtschaftsgefühls war, daß die Auseinandersetzung des Deutschen mit den Völkern des Altertums, die zur Grundlegung der europäischen Kultur wesentlich beigetragen haben, immer griechenbetont gewesen ist. Von Winckelmann setzt sich die Reihe großer deutscher Begegnungen mit Hellas über Schiller, Goethe, Hölderlin, Nietzsche, George bis in die Gegenwart fort. Für unsere Einstellung zu Rom hat aber diese Griechenverwandtschaft ganz bestimmte Folgen gehabt. Sie ist, seit die mittelalterliche Kultur zerbrach, im wesentlichen negativ gewesen. Denn die Hinwendung des Deutschen zum Hellenen war immer zugleich eine Hinwendung zu sich selbst. Sie vollzog sich immer wieder in den Formen der Befreiung aus den Händen einer mittelmeerisch-westlichen Bevormundung, mochte diese nun kirchlicher Natur sein und von Rom herkommen, mochte sie zivilisatorischen Charakter haben und von Paris ausgehen. Diese Mächte aber, gegen die der Deutsche im Abwehrkampf stand, entnahmen ihre stärksten ideologischen Waffen dem Bewusstsein, Erben und Nachfahren des Imperium Romanum zu sein. So erklärt es sich, daß der Deutsche bisher das Phänomen des antiken Roms eigentlich noch nie rein und um der Werte willen ins Auge gefasst hat, die in ihm selbst und nur in ihm liegen. Er hat sich Rom stets genähert auf dem Umwege über seine südlichen und westlichen Nachfahren. Dann sah er in Rom den Ursprung der Mächte, die ihn so oft von seinem Eigensten hinweg ins Verderben gelockt hatten. Aber er näherte sich ihm auf dem Umwege über Griechenland, das er zutiefst verstand und als verwandt empfand, und dann erschienen die Römer als die schlechteren Nachahmer, als Vergrößerer einer Kultur, in der der Deutsche sich selbst wiedergefunden hatte. Heute mehren sich die Anzeichen, dass unser Volk, zum Bewusstsein seiner geschichtlichen Aufgabe erwacht, sich anschickt, in der römischen Kultur die echten politischen und geschichtlichen Bildungswerte zu entdecken, die durch die ideologische Propaganda der Romnachfahren mehr verdeckt als offenbart werden. Es handelt sich dabei um jenes Rom, das, um einen Gedanken Rosenbergs aufzugreifen, zeigt, wie ein nordisches Volk, in der Bedrohung, die es umgibt, die Staatszucht ausbildet, durch die es sich verteidigt und behauptet, jenes Rom, dessen Geschichte nach einem Worte des Führens wohl für alle Zeiten die hohe Schule der Politik bleiben wird. Das aber ist das Rom der großen Zeit der Republik, jenes lateinischen Bauernvolkes, das die Welt eroberte und so oft, von Cannae bis Actium, die Bedrohung des Volkes vom Abendland abwehrte, bis es ihr zuletzt erlag und die europäische Wächterrolle gegen den Osten, die es von Griechenland übernommen hatte, an Deutschland weitergab. Die gültige bewußte Gestaltung seiner Idee hat dieses Rom in den großen Dichtungen der augusteischen Zeit gefunden, in der Stunde, als Augustus den letzten großen Versuch unternahm, sein Volk, die römische-italische Nation vor dem Hinabgleiten und Untergehen im Völkerchaos der Mittelmeerwelt zu bewahren. Nicht das weitgehend orientalisierte Rom der späteren Cäsaren, an das die Mächte der lateinischen Zivilisation anknüpfen, sondern das eigentliche, reine, in seiner rassischen Substanz noch vorwiegend nordisch bestimmte Rom wiederzuentdecken, ist, wenn nicht alles trügt, die Aufgabe, die dem Deutschen in seinem Verhältnis zu den Völkern des griechisch-römischen Altertums von der heutigen Stunde gestellt wird. Auch dies ist eine Aufgabe, die über das eigene Volk hinausreicht, die wir

für das Abendland zu erfüllen haben. So wie wir für alle Völker Europas vor hundert Jahren die Griechen wiederentdeckten, so sollen wir heute den römischen Grundpfeiler des abendländischen Kulturgebäudes echt und rein sichtbar machen. Indem wir die Kräfte politischer Bildung, die hier liegen, für den Daseinskampf des eigenen Volkes fruchtbar werden lassen, erfüllen wir aus einer deutschen Notwendigkeit eine allgemeine Aufgabe, wie es in den Tagen Luthers, wie es in den Tagen der Winckelmann, Herder, Goethe geschah. Eine wirkliche Lösung finden übernationale Aufgaben nicht aus internationalen Schwärmereien und paneuropäischer Ideologie, sondern nur da, wo ein Volk sie aus seinen eigenen Notwendigkeiten heraus in Angriff nimmt.

Von dem Bewusstsein solcher deutscher Aufgaben gibt auch der neue Schulerlaß Zeugnis. Die alte deutsche Sendung, Hüter der griechischen Werke zu sein, wird durch den Fortbestand des Gymnasiums erfüllt, das seinen eigentümlichen deutschen Charakter, die Betonung des Griechischen, behält. Die neue Aufgabe, Rom für die politische Erziehung der deutschen Jugend fruchtbar zu machen, findet ihren Ausdruck in der Bestimmung, dass Latein an allen höheren Schulen gelehrt wird. Ob diese Aufgabe gelöst wird, das allerdings ist nicht eine Frage der Organisation und Erlasse, sondern eine Frage, die an uns gestellt ist. Von uns wird es abhängen, ob die Möglichkeiten, die die neue Schulorganisation eröffnet, Wirklichkeit werden. Wenn es, um mit Schiller zu sprechen, „bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu tun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen“, der wird nicht fähig sein, zur Lösung dieser Aufgaben beizutragen. Wer aber seinen zukünftigen Beruf als Bildner deutscher Jugend als die heilige Verpflichtung faßt, die es ist, den werden die Aufgaben, die die Umgestaltung unserer höheren Schulen stellt, aufrufen, dass er nach seinen Kräften dazu beitrage, die organisatorische Umgestaltung mit dem notwendigen inneren Gehalt zu füllen, daß er mitarbeite an dem vornehmsten Ziel aller Erziehung, der Heranbildung des politischen Deutschen.

Dokument XI (zu Anm. 149)

Freiburger Studentenzeitung. Zeitschrift der Studentenschaft und des NSDStB. in der Freiburger Hochschule. XV. Semester. 25. Mai 1937 Nr. 2, S. 3.

NS.-Wissensgestaltung. Auf dem Freitagsappell der Fachgruppen sprach Kamerad Professor Oppermann über Arminius.

Die Frage nach einer neuen Wissensgestaltung, gesehen von der griechisch-römischen Altertumswissenschaft aus, soll hier nicht auf dem Wege theoretischer Erörterung zu lösen versucht werden. Vielmehr wollen wir an einem konkreten Beispiel verschiedene wissenschaftliche Haltungen aufzeigen und einander gegenüberstellen. Die Tat des Arminius, der den römischen Versuch, statt des Rheines die bessere Elbgrenze zu gewinnen, zum Scheitern brachte, ist bekannt; ihre Folgen, die Nichteinbeziehung der Germanen in das römische Reich, bestimmen Europas Antlitz bis in unsere Tage. Kein Wunder, dass sein Sieg über Varus eines der meist behandelten Themen der alten Geschichte ist. Aber die umfangreiche Literatur über Arminius befasst sich meist mit Spezialfragen der Varusschlacht, sie sucht das Schlachtfeld festzustellen, erörtert taktische Einzelheiten usw. Demgegenüber tritt die Erörterung der Folgen der Schlacht und die Frage nach den treibenden Kräften des germanischen Freiheitskampfes auffällig zurück. Dafür werden vielfach nur auf die Rekonstruktion des Schlachtverlaufes Werturteile über die Persönlichkeit Armins und sein Handeln aufgebaut, die sein Tun als Verrat brandmarken, die militärische Leistung eines aus dem Hinterhalt geführten Überfalls gering anschlagen: nicht sein Sieg, sondern der anschließende Widerstand der Germanen habe sieben Jahre später Rom zur Aufgabe seiner Eroberungspläne veranlasst.

Dieser Betrachtungsweise, die das Ereignis der Schlacht isoliert, stellen wir eine andere gegenüber, die gestützt auf Tacitus, die gesamte politisch-militärische Tätigkeit des Cheruskers und das Bild seiner Persönlichkeit, das der römische Historiker zeichnet, zu Grunde legt. Zwar behandelt Tacitus nur die letzten Jahre der Germanenkriege, aber das Handeln von Römern und Deutschen ist völlig vom Eindruck dieses Ereignisses beherrscht, das lehrte, dass Rom besiegbar und germanische Freiheit möglich war. Tacitus fasst sein Urteil über Armin in die Worte zusammen: unbestritten Germaniens Befreier. Er macht zugleich die Kräfte sichtbar, die in Armin und seinem Volke wurzelten und die Freiheitstat ermöglichten. Da ist einmal das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller germanischen Stämme zwischen Rhein und Elbe. An sie, nicht nur an seinen Cheruskerstamm, wendet sich immer wieder Armins Aufruf zum Freiheitskampf, so wie er schon mehrere Stämme zum gemeinsamen Handeln gegen Varus vermochte. Dieses einheitliche Handeln aber erwächst aus dem Wissen um bestimmte Werte, die Arminius mit den Bildern der von den Ahnen ererbten Freiheit, der eingeborenen Götter Germaniens, alles Altüberkommenen bezeichnet. Für diese Werte führt er seine Landsleute in den Krieg. Das heißt aber, dass die treibenden Kräfte dieser Kämpfe nicht materieller Art sind - etwa Landhunger, wie in so

vielen früheren Germanenkriegen -, sondern Werte einer Idee. Diese Idee ergibt sich aus der gemeinsamen Vergangenheit des Volkes, auf die Arminius hinweist. Diese Idee ist aber zugleich eine Aufgabe, deren Neuverwirklichung den Germanen aus ihrer Geschichte heraus auferlegt ist. Unter Arminius' Führung handeln die Germanen zum ersten Male aus solcher geschichtlichen Idee, d. h. sie handeln als Volk und politisch. Daher auch das Festhalten an einer Linie des Handelns über alle Wechselfälle von Sieg und Niederlage hinaus.

Diese Auffassung von Arminius ist von der ersten verschieden. Sie sieht nicht die Varusschlacht und Arminius isoliert, sondern jene im Zusammenhange des ganzen politisch-militärischen Handelns des Cheruskerfürsten, diesen wieder als Führer seines Volkes, das in ihm und durch ihn zum Bewusstsein seiner selbst und zu einem von diesem Bewusstsein getragenen Handeln erwacht. Der Begriff des Volkes steht bei dieser Betrachtungsweise im Mittelpunkt.

Jede Revolution hat nicht nur das Bild ihrer Gegenwart, sondern auch das ihrer Vergangenheit umgestaltet, da sie Kräfte, die in ihr wach werden, nun auch als in der Vergangenheit wirksam erkennt. So gewahren wir heute in einer Weise, die früheren Generationen versagt war, in der Geschichte die Kräfte des Volkes in der doppelten Bindung, in die sie den Menschen stellen, der an das Blut und der an die Geschichte. Eine Betrachtungsweise, die einen einzelnen historischen Vorgang gewissermaßen in einer geistigen Retorte isoliert, um ihn objektiv wiederherzustellen, muß, wenn sie über die reine Feststellung hinaus zu Urteilen fortschreitet, notwendig in die Irre gehen, weil dieser Vorgang in der Wirklichkeit des Lebens gar nicht in dieser Isolierung existiert. Wir suchen dagegen den zu erkennenden Vorgang in den Gesamtzusammenhängen, in denen er steht, zu sehen. Wir beurteilen Arminius nicht von der Varusschlacht allein her, indem wir sein Tun mit Maßstäben messen, die wir von außen herantragen – **wir suchen es in seiner Gesamtheit zu begreifen.**

Dann ist sein Verhalten am Teutoburger Walde nur ein Stück seines ganzen Handelns, das von der Idee des Volkes her bestimmt ist, und zwar ein Handeln, das für diese Idee den äußersten Einsatz gewagt hat. Wir bejahen dieses Tun, weil wir die Idee bejahen, aus der es floß. Das heißt aber einmal, dass wir unser Urteil auf bestimmte, das ganze Sein des Menschen umfassende Werte gründen, die auch für uns maßgebend sind. Das heißt ferner, dass wir in unserem wissenschaftlichen Urteil eine Entscheidung für diese Werte vollziehen, die wir notfalls auch im persönlichen Einsatz unseres Handelns zu bewähren bereit sind. **Nur wenn unser Forschen, Erkennen und Urteilen von denselben Grundkräften bestimmt wird wie unser Sein, Handeln und Tun, dürfen wir von Wahrheit in der Wissenschaft sprechen.**

Wissenschaft ist nicht ein beliebiges Erkennen und Meinen, sondern ein immer sich erneuerndes Bewähren unseres Seins im Bezirke des Denkens angesichts des Volkes, das unser Denken und Handeln trägt und dem dieses Denken und Handeln dient.

Dokument XII (zu Anm. 151)

Freiburger Studentenzeitung. Zeitschrift des NSD.-Studentenbundes in der Freiburger Hochschule. 4. Juni 1936. XIII. Semester, Nr. 4, S. 2

Ein Lager ! Pg. Aly spricht zu den Kulturwissenschaftlern

Am 16. / 17. Mai fand das zweite Lager der kulturwissenschaftlichen Fachschaft in Breitnau statt. Aus der gewöhnlichen Umgebung der Stadt, der Universität herausgerückt von seinem eigenen Wirkungszentrum einmal distanziert erhält man eine neue Sicht.

Ein Kameradschaftsabend vereinte uns im Breitnauer Gasthaus mit dem Bürgermeister und dem Ortsgruppenleiter bei Ernst und Fröhlichkeit, Wort und Scherz.

Es ist immer wieder notwendig, die Ziele unserer Gemeinschaft zu betonen. Der Fachschaftsleiter unterstrich in seiner Ansprache besonders die Geschlossenheit, die Selbstsicherheit, ja Selbstverständlichkeit des bäuerlichen Lebens. Der Acker, der gepflügt wird, der Baum, der wächst, blüht und Frucht trägt, das ganz am Boden haftende, der Landschaft eingefügte Schwarzwaldhaus, alles verwurzelt, gediegen, auf seinem Fleck. Und der Mensch innerhalb dieser Welt. Der Bauer steht an seiner bestimmten Stelle und verrichtet seine Arbeit, wie Feld und Vieh es verlangen. Fest steht er auf seinem Grund und Boden und sieht den Nutzen und Segen seines Schaffens. Und wir ? Eignet uns auch solch ein Fleck, von dem aus wir mit gleicher Selbstverständlichkeit wirken können ? Die Antwort: ein Nein. Aber wenn wir auch noch auf der Suche sind, so kann doch vielleicht gerade dieser Hinblick auf die bäuerliche Welt uns helfen und Weisung geben.

In den Worten des Ortsgruppenleiters kam ein tiefes Verstehenwollen und der Wunsch zu wahrer Volksgemeinschaft zum Ausdruck.

Schließlich gab dann der älteste der anwesenden Dozenten, Pg. Aly, einen Überblick über Zeit und Weg, die hinter uns liegen. Er führte uns folgendes aus:

Kameraden ! Wenn wir vom Lager in den Alltag zurückkehren, soll die gemeinsame Arbeit, die wir hinter uns haben, nicht nur als schöne Erinnerung nachklingen. Sie soll uns instandsetzen, die oft mühevollen und engen Aufgaben unseres Berufes unausgesetzt auf das ferne, aber große Ziel auszurichten. Das ist der Aufbau der neuen Hochschule.

Als ich vor 70 Semestern die Universität bezog, wurde ich Korporationsstudent. Ich bin Zeuge des edlen Strebens, das dort verankert war, aber ich weiß auch, welche Schäden damals schon vor allem durch das Achten auf äußeren Putz und auf alte, nicht mehr sinnvolle Symbole drohten. Schwere Krisen zerrissen damals unsere Korporation. Wir wollten los von einem Alten und wußten doch nicht, wohin wir eigentlich wollten. So endete mein Studium mit unerfüllten Wünschen und Disharmonien.

Wenige Semester später erhob die Jugendbewegung ihr Haupt. Ich entsinne mich noch deutlich, wie wenig in bürgerlichen Kreisen, die damals in der Hauptsache die Studierenden auf die Universität schickten, verstanden wurde, was sich da anbahnte. Kopfschüttelnd sah man zu und ahnte nicht, daß da eine neue deutsche Jugend sich formte, gewillt, auf eigene Verantwortung an den Um- und Neubau des Volkes zu gehen. Dann kam der Krieg. Zwei Drittel dieser Jungen kehrten nicht zurück.

Als wir wenige Tage nach Kriegsende wieder auf den Kathedern standen, hallten die Universitäten wider von dem Rufe nach Reform. Eines war uns zur Gewißheit geworden: so konnte es nicht weitergehen. Unendlich viel guter Wille und heilige Überzeugung stecken in den unausgeführten Plänen jener Jahre, da die Nachkriegsnot und Inflation uns zwang, in der primitivsten Weise um das tägliche Brot zu ringen, als wir von Liebesgaben des Auslands lebten. Niemand kann dieser Generation einen Vorwurf machen, daß sie nichts erreicht hat, der sich dieser Nöte erinnert und gleichzeitig in Rechnung setzt, daß das kleine Häuflein, das geblieben war, den Massen der sich aufblähenden Universitäten gegenüber in immer hoffnungslosere Minorität geriet. Da konnte keine Rede davon sein, die Fahne hochzuhalten. Genug, wenn ganz im Stillen der Funke unter der Asche glühend blieb, an dem sich einmal ein Feuer entzünden konnte, wenn die Zeit erfüllt war. Wir wissen, welche Schichten sich erdrückend auf deutschen Hochschulen ausbreiteten und haben oft in zähneknirschender Verzweiflung in die Zukunft gestarrt, nicht ahnend, wie rasch diese Herrlichkeit zusammenkrachen würde.

Und so kam der vierte Akt. Mit der Machtergreifung gab uns der Führer, was wir nie zu hoffen gewagt hatten. Das Alte war zerschlagen. Nun konnten wir bauen. Aber es war ein schwerer Irrtum, zu meinen, daß wir auch auf den Universitäten „die Macht ergriffen hätten“. Zwar, jene Gesellschaft, die geistig die größten Verheerungen angerichtet hatte, war im Augenblick verfliegen oder doch klug genug, sich in vorsichtigem Schweigen unsichtbar zu machen. Jetzt hängten sich uns die Trägheitsmomente des Traditionellen lähmend an; man würde ungerecht sein, wenn man glauben würde, nur die an Jahren Alten hätten die Notbremse gezogen. Achtzigjährige fanden den Weg zur Bewegung. Aber neben dem „Geheimrat“ scharten sich Jünglinge, die keinen Weltkrieg und keine Inflation gesehen hatten. Lehrkörper und große Teile der Studentenschaft, sie waren einander würdig in dem Bestreben, die Alma Mater zu erhalten, wie sie nun einmal geworden war. Aber nicht genug damit: in den letzten Wochen hat der Kampf bei uns in Freiburg besonders scharfe Formen angenommen. Wir wissen heute, daß der Kampf mit der Machtergreifung für uns nicht zu Ende war, sondern daß er für uns erst begann und daß er heute auf seinem Höhepunkt steht.

In diesem Augenblick erklären wir: schöne Jugenderinnerungen wollen wir niemandem rauben. Wer eine Freude daran hat, sich in die Vergangenheit zu versenken, möge es tun. Wir stören ihn dabei nicht. Wer sich uns streitsüchtig entgegenstellt, findet uns auf dem Posten. Die Bewegung ist mit anderen Gegnern fertig geworden ! Wir werden hart zupacken.

Jetzt ist es kein dunkles Ahnen mehr, das unser Handeln bestimmt. Der Student ist nicht mehr das leere Gefäß, das von geheimrätlicher Würde autoritativ mit Wissen gefüllt wird. Kameraden sind wir, die in einer Front stehen. Wenn ich vergleiche, wie ich früher auf dem Katheder stand vor einer Zuhörerschaft, die ihre praktischen, nur allzuverständlichen Ziele hatte und von den geistigen Auseinandersetzungen nichts wußte und nichts wissen wollte, die ein jeder von uns einsam mit sich selbst auszukämpfen hatte, und wie ich jetzt unter euch stehe, ein Kämpfer wie ihr alle um ein fernes Ziel, nicht mehr einsam und unverstanden, sondern in lebendiger Gemeinschaft mit den Kommenden, die die leuchtende Fackel von Hand zu Hand weitergeben werden, so will es mich dünken, daß es noch nie so schön war, akademischer Lehrer zu sein. Glaubt nicht, daß einer von uns das Ziel schon erreicht hat. Wir alle ringen danach, aber nicht mehr in unsicherem Tasten, nicht mehr in Vereinsamung, nicht mehr in Unterdrückung, sondern in sicherem und unbeirrtem Vorwärtsschreiten. All unser Denken und Tun gehört dem Führer, dem deutschen Volke, dem Aufbau der neuen Hochschule.

Die Worte klangen aus in das alte Landsknechtlied: Wer nicht mit uns mag laufen, der möge sich verschnauften bis an den jüngsten Tag.